

**Der erste Flügelschlag**  
**Sabine Marya**

**Copyright Sabine Marya**



*Dieses Buch wurde von der Jury für den **Arthur-Koestler-Preis 2011** in der Kategorie *print* ausgesucht. Der Preis wurde am Mittwoch, 2. November, dem internationalen Tag des Rechts auf ein würdiges Sterben, in Berlin übergeben.*

weitere Infos über die Autorin und ihre Bücher und ihre

Arbeit: **[www.marya.de](http://www.marya.de)**

**Der erste Flügelschlag -  
Realität & Utopie**

Abschied von einer Freundin

**Sabine Marya**

Erzählung

*„Existieren heißt,  
sich sein eigenes Dasein  
zu erschaffen.“*

(J.P. Sartre)

## Realitäten

**D**er Gedanke an ein vertrocknetes Vöglein schoss mir durch den Kopf, als ich sie bei der Begrüßung sanft an der Schulter berührte.

Es war in den langen Jahren unserer Freundschaft unser Begrüßungs- und Abschiedsritual geworden: Ich berührte sanft ihre Schulter und Lisa nickte leicht mit dem Kopf. Dabei leuchtete in ihren Augen ganz kurz eine Freude auf, die das Willkommenheißen unserer Begegnung verriet. Dieses Leuchten streifte mich wie eine flüchtige, aber zärtliche Umarmung, um danach ganz schnell, wie eine verglimmende Sternschnuppe, wieder zu verlöschen.

Aber heute konnte ich in ihren Augen dieses Leuchten nicht entdecken, sondern nur etwas Düsteres und Bitteres. Dies und die abgezehrten Gesichtszüge und ihre gebeugte Körperhaltung ließen mich sofort den Schatten über ihr erahnen, der jetzt über ihr schwebte. Stumm folgte ich meiner langjährigen Freundin in die Sitzecke und setzte mich ihr gegenüber.

Ein fremder Mann mit Rosen in der Hand ging an uns vorbei und warf uns dabei ein Lächeln zu, das jedoch keine von uns erwiderte. Der Mann verschwand in einem der Krankenzimmer auf Station 4. Und mit ihm das Klackern seiner Lederabsätze und sein Lächeln, das schon nicht mehr uns galt, sondern den Genesenden in jenem Zimmer. Wir hatten jetzt nichts zu belächeln.

Ein Hustenanfall schüttelte Lisas Körper.

Bestürzt registrierte ich die Blaufärbung ihrer Lippen und das verzweifelte Kämpfen um Luft, das ich schon so viele Male miterlebt habe in den über zwanzig Berufsjahren in der Krankenpflege.

Der Sturm schlug Regentropfen an das große Fenster. Tränengleich liefen sie in langen Streifen an der Glasscheibe entlang, während allmählich ihr Husten verebbte.

Erschöpft rang die Frau nach Atem, und dann, plötzlich, schoss es mit einem heiseren Flüstern aus ihr heraus: „Sie haben mich nur auf und dann gleich wieder zu gemacht. Ich muss verrecken!“

Ihr unvermittelter Ausbruch traf mich wie ein Schlag ins Gesicht. Vergeblich

rang ich um Fassung. Eine Träne löste sich und hinterließ eine feuchte Spur auf meiner Wange, während ich verzweifelt stammelte: „Lisa, ich bin für dich da, ich...“

„Ja, bist du denn blind! Guck doch hin, was für ein Wrack ich geworden bin. Oder hat dir Mexiko das Hirn verbrutzelt? Sie haben mich nur auf und wieder zu gemacht. Hast du mir nicht zu gehört?. In ein paar Wochen ist alles vorbei. Das musst du doch sehen!“ Ihr Tonfall war bitter und verhärtet. Sie bellte die Worte heraus, wie ein vom vielen Kläffen heiser gewordener einsamer Hund: „Was bist du nur für eine Fachfrau! Schau doch hin! Die Lungen sind voll, überall schon Metastasen, in der Gebärmutter, in den Knochen, in den Lymphbahnen, alles voller Knoten...“ Sie schob ihren Schal hoch und zeigte auf ihren Hals. „Ich bin ein Wrack. Und fang jetzt bloß nicht an zu heulen! Ich werde in ein paar Tagen nach Hause zurückkehren, wenn ich mich von der OP erholt habe und alles regeln und so lange wie möglich zu Hause bleiben. Spar dir jetzt bloß die Tränen, bis es in ein paar Wochen so weit sein wird, dann kannst

du meinetwegen um mich weinen. Und im Sommer hast du mich wahrscheinlich schon vergessen...“

„Niemals...“ Impulsiv griff ich nach ihrer Hand. „Nein, du bleibst in meinem Herzen, Lisa, auch, wenn...“

„Hör auf!“ Abrupt entzog Lisa mir ihre Hand. Hastig wandte sie den Blick von mir ab und ließ ihn unruhig aus dem Fenster in den Innenhof schweifen.

Waghalsig hatten die ersten Krokusse in meiner vierwöchigen Abwesenheit bereits ihre Köpfe aus dem noch kalten Boden heraus gestreckt, der Sonne entgegen, die sich zwischen den Wolken energisch einen Weg bahnte. Die bunten Köpfchen führten einen sanften Tanz aus zur Musik des Windes, der nach Salz und Meer und Frühling schmeckte. Eigentlich hatten wir nach meiner Rückkehr aus Mexiko zusammen ein paar Tage nach Föhr in die Frauenpension fahren wollen. Stattdessen saßen wir jetzt hier in diesem Krankenhaus in der hellgrünen Sitzecke und starrten stumm aus dem Fenster.

Irgendwann nahm ich meinen ganzen Mut zusammen und durchbrach das Schweigen. „Lisa, noch bist du hier. Vor

uns liegt doch noch eine Zeit, die wir nutzen können. Wir müssen sie nutzen, jeden Tag leben...“

„Vielleicht solltest du lieber zurück in deinen alten Beruf kehren und Sterbende voll sülzen, anstatt Körbe zu verkaufen!“ Ihre Stimme troff vor Zynismus.

Es tat mir weh, diese Mauer zwischen uns zu spüren, die es unmöglich machte, dass wir einander in diesem Moment näher kamen.

Lisa wusste genau, dass ich vor ein paar Jahren aufgehört hatte, als Krankenschwester zu arbeiten, weil ich es nicht mehr ertragen hatte, unter Zeitdruck Kranke zu versorgen. Beschränkt auf das notwendigste waren Mitmenschlichkeit und angemessene Sterbebegleitung in den meisten Krankenhäusern und ambulanten Pflegediensten ein Luxus, der oft nur noch durch ehrenamtliche Hospizdienste leistbar war oder mit dem entsprechenden Portemonnaie in der Tasche.

Lisa hatte das alles mit erlebt, meinen sich in den Jahren allmählich steigerten Alkoholkonsum und das sich in mir zusehends ausbreitende Gefühl der Leere nach Dienstschluss. An jenem Abend,

der das Fass zum Überlaufen brachte, hatte ich sie weinend angerufen. Die Patientin war einsam in ihrem Bett gestorben, während wir von einer Klingel zur nächsten gehetzt waren. „Sie hatte uns doch vertraut, dass wir bei ihr sein werden, wenn es so weit ist!“, hatte ich geweint. Am nächsten Tag konnte ich nicht zur Arbeit gehen. Und am darauf folgenden ebenfalls nicht.

Stattdessen ging ich zu einer Therapeutin, die mir half zu begreifen, dass ich unter diesen Bedingungen nicht mehr Krankenschwester sein konnte. Und obwohl ich heute, als Ladenbesitzerin, nur noch die Hälfte meines Einkommens habe, bereue ich diesen Schritt nicht, trotz aller Unkerei aus meinem Umfeld .

Traurig schüttelte ich den Kopf. Seit unserem 16. Lebensjahr waren wir Freundinnen, seit dem tödlichen Unfall ihres Bruders, in den ich damals „unsterblich“ verliebt gewesen war... Wie viele Abschiede hatte es inzwischen gegeben. Und nun dieser hier...

Mir fehlten die Worte, um die Mauer zu durchbrechen, die zwischen uns stand. Es war viel schwieriger als damals, als wir angefangen hatten, einander ver-

traut zu machen und ihr in vielen kleinen Schritten näher zu kommen. Auf einmal war es fast so, als hätte es diese Nähe zwischen uns nie gegeben...

Erschöpft erhob ich mich von dem Sessel. „Lisa, ich bin für dich da, wenn...“

„Ich weiß, dass es so wäre. Aber ich werde keinem von euch zur Last fallen. Ich werde wieder nach Hause gehen, alles regeln, die Diakonie- Hauspflege in Anspruch nehmen, wenn es so weit ist. Und zum Sterben gehe ich zurück in dieses Krankenhaus hier, mein Hausrat wird vorher aufgelöst, und ich vermache alles, alles diesem Krankenhaus... Mir ist wohler damit, wenn mir Leute helfen, die dafür Geld bekommen. Komm mich besuchen, wenn du willst.“ Und in einem ironischen Unterton fuhr sie fort: „Du bist ja schließlich Expertin da drin...“

Mit einer schrecklichen Leere in mir verließ ich das Krankenhaus. Regentropfen rannen mir über das Gesicht und vermischten sich mit Tränen. Plötzlich entsann ich mich an mein Gefühl von Unschuld und jene damit verbundene Unkenntnis von der Wahrhaftigkeit des Todes als junge Schwesternschülerin. In

mir war alles voller Lebensgier und Lebenslust gewesen, und die Tatsache, dass wir in jedem Moment „mitten im Leben vom Tod umgeben“ sind, dass zu jeder Zeit irgendwo Menschen geboren werden und sterben, das alles war von meinem Bewusstsein noch völlig abgeschnitten. Ich war jung, und ich hatte gerade erst damit begonnen, in dieses Leben einzutauchen, als ich durch meine Ausbildung auf einmal mit dem Tod konfrontiert worden war.

*Tagebucheintrag von Lisa:*

*Was wollen sie von mir? Carpe diem?  
Nutze den Tag?*

*Das ist einfach lächerlich! Über mir hockt bereits das drohende Gespenst der Pflegebedürftigkeit... Ich habe keine Angst vor dem Tod. Zu oft schon habe ich ihm ins Gesicht geschaut in diesem Leben. Aber ich habe Angst, Todesangst vor dem Verfall, der nun mehr und mehr von meinem Körper Besitz ergreift, der mich zu einem hilflosen Bündel werden lässt. Schon jetzt habe ich Alpträume, sehe mich als Wrack, das es nicht schafft, alleine aufzustehen oder sich den Arsch abzuwischen. Schon jetzt ist jede Berüh-*

*runng meines Körpers durch fremde Hände ein Horrortrip. Ahnen sie denn nicht, was es für die vernarbte Seele bedeutet, wenn fremde Hände von diesem Körper Besitz ergreifen? Alte Narben brechen wieder auf und schmerzen und lassen mich Altes wieder neu erleben, als wäre es heute. Haustieren gibt man eine Spritze der Barmherzigkeit. Einen sterbenden Menschen aber lassen sie leiden, so sinnlos leiden und reden von bewusstem Sterben. Sesselpupser! Oder die Scheinheiligen, die mit Gott kommen: Er hat das Leben gegeben und nur er darf es wieder nehmen. Papperlapapp! Und die Ärzte klopfen sich auf die Schultern, für jeden Tag, mit dem sie das Krepieren eines Krebskranken verlängert haben. Was für eine arrogante Gesellschaft, die sich anmaßt, über mein Sterben zu bestimmen! Wenn ich wüsste, welches Gift in welcher Dosierung mich sofort töten würde und wie ich es ohne Aufsehen bestellen könnte... Ich würde es sofort tun. Aber einfach so etwas probieren, das ist zu gefährlich. Nachher finden sie mich, bevor es vorbei ist, und dann reanimieren sie mich und stecken mich für den Rest der Zeit in die Psychiatrie. Und mich mit dem Bademan-*

*telgürtel zu erhängen... Ich habe daran gedacht, aber das Risiko ist zu groß, dass es nicht klappt, und dann zappele ich da herum, bis sie mich abschneiden, mit abgestorbenen Gehirnzellen, und dann bin ich ein sabberndes, scheißendes Etwas.*

*Ich habe Angst, so viel Angst, vor dem, was da auf mich zukommt, und das nimmt mir alles an letzter Lebensqualität, es bringt mich um... Was für ein Wahnsinn! Scheiß auf carpe diem... Ich möchte sterben, bevor es zu spät ist... Warum nur gibt es keine Erlösung für mich? Als ob ich weniger wert bin als so ein Haustier! Ich könnte nur noch schreien und schreien und schreien...*

Der Wetterumschwung kam jäh und unerwartet. Plötzlich blies ein eisiger Ostwind um die Häuser und zerrte Prospekte erbarmungslos von den Hausstufen und trieb sie vor sich her über die leergefegten Straßen und Plätze, auf denen die Menschen vor ein paar Tagen noch draußen gesessen und ihren Kaffee getrunken und ihr Eis geschleckt hatten. Mütter suchten eilig die schon weggeräumte Winterkleidung wieder hervor,

und die Nachbarin nebenan deckte eilig wieder ihre Rosen ab, um sie vor dem drohenden Frost zu schützen. Aus den Schornsteinen stieg dunkler Rauch empor, und die kalte Luft roch nach verbranntem Holz.

Ihr bellender Husten schlug mir schon entgegen, als ich die Tür zum Stationsflur öffnete.

Mit leerem Blick starrte Lisa gegen die Scheibe, auf die der Wind unbarmherzig die ersten Regentropfen schleuderte. Die Tropfen zerplatzten und wälzten sich in einer breiten Masse an dem Glas hinab. Sie prasselten auf den Betonboden des Balkons und verschwanden mit einem gurgelnden Geräusch im Abfluss am Rand.

Zwischen den Polstern wirkte sie so klein und verloren. So schutzbedürftig. Am liebsten hätte ich sie in den Arm genommen und beschützt, vor allem Bösen. Doch um sie herum war ein Kokon, unsichtbar, aber undurchdringbar. Sie sah an mir vorbei, aus dem Fenster, so, als ob ich gar nicht da wäre.

„Was gibt es denn da so Interessantes?“ Neugierig stellte ich mich mit dem Rücken zu ihr vor das Fenster und starrte

in den Regen. Doch da war nichts zu entdecken. Verwirrt runzelte ich die Stirn. Plötzlich hörte ich ihre heisere Stimme hinter meinem Rücken: „Wenn du wirklich etwas für mich tun willst, dann nimm ein Kissen und drücke es mir auf das Gesicht, bevor ich...“

Erschrocken fuhr ich herum und schüttelte verzweifelt mit dem Kopf. Mühsam rang ich um eine Antwort. Doch bevor ich etwas sagen konnte, winkte sie ab: „Vergiss es, Leah! Komm, setz dich zu mir...“

Nachdem ich neben ihrem Bett Platz genommen hatte, erzählte sie mir, nur von gelegentlichen Husten unterbrochen, im Plauderton, wie sie sich ihre Beerdigung vorstellte: „...Keine Blumen. Das Geld für das Grünzeug kann besser das Krankenhaus gespendet bekommen, bevor es stinkend irgendwo vergammelt, wie ich... Kein Pastorengesülze. Nach mir die Würmer...“ Ich war schockiert und bestürzt, und ihr Satz von vorhin dröhnte noch immer in mir nach: „Wenn du wirklich etwas für mich tun willst...“ Am liebsten wäre ich auf der Stelle hinaus gerannt und nie wieder zurück kehrt. Doch ich blieb auf meinem Platz

sitzen und hörte ihr wie gelähmt zu, bis mich eine Krankenschwester schließlich nach Hause schickte, weil die Besuchszeit schon längst um war.

Wie sollte es nur weitergehen? Woher sollte ich die Kraft nehmen, die kommende Zeit zu überstehen? Ich wusste es einfach nicht...

Am Abend kämpfte ich mich mit meiner Hündin Zilly über den Deich, auf dem der Wind tobte. Die Wellen vollführten einen wilden Tanz. Das Meer rauschte und dröhnte und vereinigte sich mit dem Wind zu einem gigantischen Orchester. Sollte ich das Wagnis eingehen, meine Freundin weiter zu begleiten? Ich hatte Angst, vor dem, was da auf mich und auf uns zu kommen würde...

Mit einem schrillen Schrei stürzte sich die Möwe hinunter auf das Watt. Aufgeschreckt flatterte eine Eiderente auf, um sich ein paar Meter weiter wieder auf dem feuchten Sand nieder zu lassen, während die Möwe mit vor Stolz geschwellter Brust triumphierend auf dem eroberten Platz herum stolzierte, das neu gewonnene Gebiet inspizierte und schließlich ihren fahlgeblben Schnabel

in eine Prillache stieß. Jäh wurde sie ihrer Beute durch eine andere Möwe beraubt, die sie ihr im Sturzflug entrissen hatte und mit ihr in die Lüfte stieg, dabei gleichzeitig vor den anderen Beutejägern zu fliehen und zu schlucken versuchte.

Die kalte Nase des Hundes, die mich auffordernd zum Spiel anstupste, lenkte mich von dem Schauspiel ab. Als ich wieder zurück blickte, war der Schwarm der kreischenden Möwen zu einer Einheit von kleinen silberweißen und grauen Haufen auf dem Sand verschmolzen. Am Rand stelzte ein rotschnäbeliger Austernfischer umher, um im weichen Schlick nach Muscheln zu graben, ohne die weiße Möwe mit den schwarzen Flügelspitzen zu beachten, die über ihr kreiste.

Der Wind zerrte an meinen Kleidern. Er strich mir mit einer rauen Bewegung über das Gesicht und zerwühlte meine Haare. Hier am Dockkoog fühlte ich mich so herrlich lebendig, dass mir fast so etwas wie ein schlechtes Gewissen hoch kam, als meine Gedanken zurück zu Lisa wanderten. Heute war ich bereits nach einer Viertelstunde wieder davon

gelaufen. Ich hatte ihr von meinem Spaziergang gestern am Deich eine wunderschöne Schwanzfeder einer Sturmmöwe mitgebracht und eine im Sonnenlicht zart rosa schimmernde Muschel.

„Willst du sie nachher erben? Soll ich es im Testament fest setzen?“ Ohne mich eines weiteren Blickes zu würdigen, hatte sie meine liebevoll mitgebrachten Gaben achtlos neben sich auf den Nachttisch gelegt und starrte danach stumm vor sich hin, bis ich mich schließlich deprimiert verabschiedete.

Obwohl ich begriff, dass es Lisas Weg war, sich von ihrem eigenen Sterben abzugrenzen, tat es mir so weh. Mein Fachwissen war mir in diesem Moment eher im Wege. Wie gerne hätte ich sie geschüttelt und angeschrien: „Sieh mich an und rede mit mir! Wirf unsere letzte gemeinsame Zeit doch nicht einfach so weg! Wirf dich nicht weg, sondern lebe noch ein Stück...“ Und wider alle Vernunft: „Verlass mich nicht schon jetzt...“

Tief seufzte ich auf und trottete mit meinem Hund heim.

Einige der gelben Narzissenköpfchen hatten an diesem Morgen das erste Mal

ihre Blüten geöffnet für eine Biene, die sich wagemutig hinaus in diesen Vorfrühlingstag gestürzt hatte. Mit einem leisen „Bsss...“ nahm sie die Welt in Besitz, tauchte in die Blütenkelche ein und taumelte trunken von Blüte zu Blüte.

Ein Meisenpaar umtänzelte sich lockend und einander begehrend, nach dieser langen Zeit der Enthaltbarkeit. Es war die Zeit der Balz, die Zeit, in der Paare zueinander fanden, Nester bauten, Kinder bekamen und sie versorgten und behüteten, bis ihre Flügel Federn bekamen und sie schließlich stark genug waren, um sie auf ihren Schwingen hinaus in die Welt tragen zu können, in diese weite, bunte Welt voller Abenteuer, Wunder und Gefahren. In das Leben.

Während der Verfall von Lisas Körper in den vergangenen Wochen weiter seinen nicht mehr zu verleugnenden Verlauf genommen hatte.

Sie war mir so fern geworden, so unerreichbar, dass ich manchmal gar nicht wusste, wozu ich sie weiterhin besuchte. Meine dem Tod geweihte Freundin, die wirklichen Gesprächen auswich und über Belangloses redete und zwischen-

durch immer wieder bissige Bemerkungen einwarf, die mir im Herze weh taten. Wäre nicht ihre Traurigkeit gewesen, stumm, in ihren Augen - wahrscheinlich wäre ich nie wieder zurück gekommen zu ihr.

Aber so besuchte ich sie fast jeden Tag für einen kurzen Moment, seitdem sie wieder zurück in ihr kleines Appartement gezogen war. Jeder Besuch bei ihr war ein Balanceakt auf einem Drahtseil, hoch oben unter der Zirkuskuppel. Oder ein Trapezakt, und ich war Fänger und Flieger zugleich. Und das Netz schien so unendlich weit entfernt und so klein, und manchmal schien es ganz verschwunden zu sein...

Vor ein paar Tagen hatte ich ihr einen dieser im Sonnenlicht glitzernden Glaskropfen mitgebracht, die sie seit Jahren sammelte. „Ungeweinte Tränen“ hatte sie sie mal genannt, in einer sehr offenen und melancholischen Stimmung. „Wozu soll das denn noch gut sein?“ hatte sie gehöhnt, und trotzdem hatte sie mich gebeten, ihn zu den anderen an dem großen Zweig über ihrem Bett zu hängen. Danach starrte sie einen Moment versunken auf die glitzernden

Tropfen und plötzlich, ganz unvermittelt, murmelte sie: „Seltsam, dieses Wissen, schon eigenartig... Wenn ich dieses Mal ins Krankenhaus gehe, dann sehe ich das alles hier nie wieder...“ Sie machte eine beschreibende Geste zu ihrem liebevoll eingerichteten Zimmer. Die Schlafcouch mit der seidenen Bettwäsche. Der Sessel mit dem schwarzen Bezug, auf dem sich unzählige Paradiesvögel in den schillerndsten Farben tummelten. Die kleinen Mosaikbilder und Masken an den Wänden, die verschiedenen Tongefäße und Vasen in den Regalen und auf der Fensterbank, das kleine Tischchen mit dem eingearbeiteten Schachbrett – alles Zeugen ihrer vielen Reisen in ferne Länder... Und dazwischen, wie ein Fremdkörper, der Klostuhl, den sie seit ein paar Tagen benutzen musste.

Mitten in der Bewegung brach sie ab, so, als ob sie sich bei etwas Schlimmen er tappt hätte. Und dann war da um sie wieder diese Mauer, undurchdringbar. Komm mir nicht zu nahe... Ich könnte verschwinden, in den Wolken, hinter dem Horizont. Eintauchen, in die Un-

endlichkeit. In die Weite des Himmels und nie mehr zurückkehren...

Heute hatte ich ihr ein Buch mit gebracht, liebevoll für sie ausgesucht. Mit einem heftigen Kopfschütteln gab sie es mir zurück. „Ich werde keine Bücher mehr lesen. Wer weiß, ob es sich noch lohnt. Nachher schaffe ich das Buch nur zur Hälfte, und dann bin ich völlig frustriert, dass ich schon krepriere... Wenn ich noch die Kraft hätte, ich würde nach Holland fahren und das alles hier beenden. Was ist das für ein Scheißland, das einen verrecken lässt, schlimmer als einen rüdigen Hund. Der bekommt eine Spritze. Und wir...“

Heute denke ich, dass ich darauf hätte eingehen müssen. Aber ich prallte nur erschrocken zurück und antwortete mit einem lächerlichen Ablenkmanöver: „Aber du könntest doch auch noch viele Bücher lesen. Du lebst doch jetzt! Du hast doch noch eine Gegenwart, in der du leben kannst, von Augenblick zu Augenblick. Wie kannst du dir dann heute etwas nehmen, was dir immer so viel bedeutet hat!“

„Kümmre dich um dich selbst! Und lass mich so verrecken, wie es zu mir und

meinem ganzen verdammten Scheißleben passt! Geh jetzt! Geh!“

Bestürzt sah ich die Tränen in ihren Augen und ich begriff, dass ich sie in diesem Moment jämmerlich im Stich gelassen hatte. Ich schämte mich, als ich das Appartement verließ und die Tür hinter mir zu zog.

Was war ich nur für eine Freundin! Meinen eigenen Ängste vor diesem heißen Eisen hatte ich mehr Gewicht gegeben als ihrer Not!

Damals, in der Krankenpflegeschule, hatte Alex aus unserem Kurs gewagt, diese Frage im Unterricht zu stellen: „Und was ist, wenn jemand uns um Sterbehilfe bittet?“ Die Unterrichtschwester hatte ihn aus eiskalten Augen angesehen und ihn angefaucht: „Vielleicht sollten Sie Ihre Berufswahl nochmals überdenken, wenn Ihnen solche Gedanken aus der Nazi- Zeit kommen!“ „In der Nazizeit wurden gesunde Menschen wegen ihrer Abstammung oder wegen ihrer politischen Gesinnung oder ihrer Behinderung brutal ermordet. Ich dagegen spreche von Sterbenden, die uns um Sterbehilfe bitten. Da liegen Welten zwischen...“ Hinterher musste

Alex in das Zimmer der Oberin kommen. Keiner von uns hat je erfahren, was sie in dort gesprochen haben. Alex kam nie wieder zum Unterricht. Uns wurde lediglich mitgeteilt, dass er die Krankenpflegeschule verlassen hat. Damals wagte keiner von uns zu fragen... oder miteinander über den Vorfall zu reden. Sterbehilfe blieb ein Tabuthema, und die Grauzone der passiven Sterbehilfe machte es allen nicht leichter. Eine vernünftige gesetzliche Regelung hätte uns allen geholfen, den Sterbenden und dem pflegerischen und medizinischen Personal. Denn wir alle tappten im Nebel herum, ängstlich und überfordert und ständig auf der Hut...

Am nächsten Tag stand auf dem Tischchen mit dem Schachmuster ein flimmerndes Fernsehgerät. Sie sendeten irgend eine alberne Nachmittagsshow, und Lisa beharrte darauf, dass der Fernseher weiterhin lief, auch während meiner Anwesenheit. Meine intellektuelle Freundin, die sich mit Feuereifer in philosophische Diskussionen gestürzt und die schwierigsten Bücher verschlungen

hatte, sah sich jetzt einen solchen Schwachsinn an?

Sie war Lisa, ja. Aber ihre Gegenwart war eine andere geworden, in der Konfrontation mit ihrem eigenen Sterbeprozess.

Was blieb, jetzt, in ihrem Sterben, von ihr? Und was hatte sie bereits zu Grabe getragen? Nie habe ich mich getraut, ihr diese Fragen zu stellen. Meine Professionalität, die ich in meiner Arbeit in den letzten Jahren meiner Berufstätigkeit immer wieder bewiesen hatte, war im Umgang mit Lisa einer eigenartiger Scheu gewichen. Hier musste ich Abschied nehmen von dieser Frau und von dieser Freundschaft mit ihr, die schon fast mein ganzes Erwachsenenleben Bestand gehabt hatte. Bänder lösen sich auf. Sie verschwinden in der Unendlichkeit, und ein Teil von uns mit ihnen. Hier ging sie mir voran, auf dem Pfad, den ich ihr irgendwann folgen würde... Und die ganze Zeit schwang im Raum mit, was sie sich eigentlich von mir wünschte.

Die Äste hatten schon seit Wochen ihre kahle Nacktheit verloren, die sie den

Winter über hatten zeigen müssen. Kleine grüne Blätter, noch zart und jungfräulich, trieben aus dem Holz. Neugierig entfalteten sie sich und streckten ihre Oberfläche den sie liebkosenden Sonnenstrahlen entgegen. Die Grashalme reckten sich und verwandelten das Gelb in ein saftiges Grün. Hüpfend und springend stoben die Kühe auf die Wiesen und ließen genussvoll den Frühling zwischen den Zähnen auf der Zunge zergehen, der über die Weiden und das weite Marschland gekrochen war und sich endlich dort nieder gelassen hatte. Zweige, die der Wind oder der Hund abgknickt hatten, wurden von emsigen Vögeln vom Boden gesammelt und zum ausgewählten Nistplatz getragen.

Fasziniert betrachtete ich eine winzige Meise, die in ihrem Schnabel ein Zweiglein balancierte, das länger war als das kleine Tier, bevor ich schließlich mit einem leisen Seufzer die Haustür aufschloss und die Treppen zu Lisas Appartement hochstieg.

Die Wohnungstür war wie die letzten Tage nur angelehnt. Damit sie nicht erst aufstehen musste, wenn jemand an der

Tür war. Bellender Husten dröhnte mir entgegen und übertönte mein Klopfen. Bleich und eingefallen lag Lisa in ihren Kissen und rang schwer um Atem. „Wenn das so weiter mit mir abwärts geht, dann kann ich bald einen Klostuhl benutzen, der dann an meinem Bett vor sich hin stinkt, bis jemand die Gnade hat, ihn zu leeren. Oh, wie ich das hasse, diesen Verfall, den Verlust jeglicher Würde, jeglichen Menschseins. Wie beneide ich die Haustiere, denen gibt man einfach eine Spritze und erspart ihnen dieses Elend. Wozu das alles, diese ganze Quälerei? Welchen Sinn soll das haben, das hier... Nein, sag jetzt nichts dazu, kein Hospizgesülze. Bitte, verschone mich damit und schaue dir einfach mit mir die Sendung an...“ Lisa zeigte auf den flimmernden Bildschirm, wo Trapezakrobaten ihren Körper in atemberaubender Geschwindigkeit durch die Luft wirbeln ließen, einander hielten, los ließen, gemeinsam neue Formationen bildeten.

„Ein russischer Zirkus...“ murmelte Lisa und starrte auf den Fernseher, ohne mich eines weiteren Blickes zu würdigen. Als die Gemeindeschwester schließ-

lich zur abendlichen Wäsche kam und ich mich verabschiedete, ignorierte sie sogar mein Weggehen.

An diesem Abend hielt ich es nicht aus, die Stille meines Hauses zu betreten, und so floh ich in die lebendige und behagliche Gemütlichkeit der Küche meiner Nachbarin, in der sie einen Brotteig vorbereitete und mir dabei ausschweifend die Vorzüge dieser Teigsorte gegenüber einer anderen ausführte. Und ich erlebte so viel Dankbarkeit in mir, dass sie redete, einfach nur redete, über ihr Alltagstrallala, das nichts von mir abverlangte und bei dem ich einfach so da sitzen und mich einhüllen lassen konnte. Dabei spürte ich die Wärme der Teetasse in meinen Händen und genoss diese Ruhe, die mich einhüllte und liebkosete mit ihrer ganzen Leichtigkeit, die entstehen kann bei so einfachen Dingen wie dem Backen eines Brotes.

Plötzlich, in dieser Küche, spürte ich in mir ganz viel Dankbarkeit, etwas so Schönes erleben zu dürfen, trotz allem, was in dieser Welt geschah, die Lichtblicke im Alltag wahr zu nehmen...

Wie leicht geht uns das Schöne des Lebens immer wieder verloren, im Strudel

von Alltagsorgen und Problemen und bei dem Gehetze des Geldverdienens. Wofür leben wir? Und auf was schauen wir tatsächlich zurück, auf unserem Sterbebett, was von Bedeutung war und ist in unserem Leben? Und was bleibt von uns, wenn wir gehen?

Ein paar Wolken, Wattebausch - weiß, trieben träge an dem blauen Himmel und verweilten eine Weile über den Häusern und Gärten des Ortes, wo die Wäsche sanft im Maiwind tanzte und Frauen ihre Kinder auf das Gras setzten oder mit Kinderwagen promenierten. Die Wolken trollten sich langsam weiter, zum Vorland, wo sie über einzelnen Gehöften Ausschau hielten nach dem Treiben von Mensch und Tier, bis der Wind ihnen einen sanften Schubs gab. Lautlos schaukelten sie weiter, zum Deich, um sich dort zum Lied des Meeres sanft zu wiegen, zu dem Rauschen der Wellen und zu dem Gesang der Meeres- und Wattvögel.

Es war ein wundervoller Maitag, der in sich schon die Verheißung auf einen traumhaften Sommer zu tragen schien. Plötzlich trug ich in mir das Bedürfnis, das alles mit Lisa zu teilen, und so fuhr

ich spontan zu ihr hin. Bei meinem Eintreten schimpfte sie gerade ins Telefon. Der Kaufmann hatte die falsche Sorte Zwieback geliefert. Zornbebend legte sie auf. „Was glauben die denn, was man alles in sich rein stopfen kann, nur weil man am Sterben ist...“

Schon, bevor ich meine Einladung aussprach, ahnte ich, dass dies vergebliche Liebesmüh war.

„Wie stellst du dir das denn vor? Ich wohne im ersten Stockwerk. Soll ich mir da schon mal Flügel wachsen lassen!“ fuhr sie mich wütend an.

„Nein, Lisa, ich kann jemanden fragen, und dann tragen wir dich gemeinsam runter, und dann schieb ich dich im Rollstuhl, falls du nicht mehr zum Auto...“

„Das ist doch geradezu grotesk! Vergiss es! Dass ihr immer alle meint, dass ihr mein Leben regeln sollt! Ich bleibe in meinen vier Wänden, bis sie mich entweder mit den Füßen zuerst raus tragen oder mich ins Krankenhaus bringen. Ich...“ Ein schwerer Hustenanfall unterbrach ihren zornigen Wortschwall. Ermattet ließ sie sich in die Kissen sinken und schloss die Augen. Ihr Gesicht hatte

eine gräuliche Verfärbung angenommen, und ihr Gesicht wirkte eingefallener als je zu vor.

„Lisa...“

Keine Antwort, nur diese Handbewegung, die mich immer auf ein Neues verletzte: „Geh weg und lass mich in Ruhe!“ Und ich ging, verärgert und voller Wut. Verdammt, ich hatte es doch nur gut gemeint!

Wütend stapfte ich durch den Schlosspark, bis ich plötzlich in meinem Schritt inne hielt. Etwas war mir auf einmal klar geworden: Ja, ich hatte es gut gemeint. Mit mir. Ich wollte diesen Tag teilen, mit Lisa, so, wie ich es mir vorstellte... Ohne zu erfragen: „Was möchtest du, Lisa? Was brauchst du, Lisa? Was darf ich dir geben?“

Es war ihre ganz persönliche Tasse. Sie hatte sie aus einer Töpferei aus Neuseeland mitgebracht. Eine große bauchige Tasse in wunderschönen Orangetönen mit einem eingravierten Schmetterling. Vorsichtig nippte Lisa an dem Tee, den ich ihr zubereitet hatte und wollte die Tasse dann wieder zurück auf den Nachttisch stellen. Plötzlich ging ein Zit-

tern durch ihren Körper, und die Tasse glitt ihr aus der Hand.

Mit einem Poltern schlug die Tasse auf dem Boden auf. „Die Tasse ist heil geblieben!“ rief ich erleichtert aus.

Stumm sah Lisa mir zu, wie ich den Tee weg wischte und die Tasse abspülte und abtrocknete.

Als ich ihr die Tasse zurück auf den Nachttisch stellen wollte, um neuen Tee einzugießen, fauchte Lisa mich plötzlich an: „Ja, bist du denn blöd? Kapiertst du denn nicht, dass es jetzt immer so weiter geht? Bald kann ich nicht mal mehr einen Plastikbecher halten, weil dieser Scheißkörper mich im Stich lässt... Los, schmeiß die Tasse in den Müll, und dann geh. Geh!“ Tränen traten ihr in die Augen, doch als ich näher an sie herantreten wollte, schüttelte sie mit dem Kopf. „Hast du nicht gehört, was ich gesagt habe? Oder zählt es schon nicht mehr, was ich sage? Schmeiß das Ding in den Müll, und dann geh endlich!“

Stumm legte ich die Tasse in den Müll-eimer. Mühsam brachte ich ein „Bis morgen, Lisa!“ hervor, bevor ich ihr Appartement verließ.

In der Mittagspause schleppte ich mich am folgenden Tag zu Lisa. Auf der Treppe begegnete mir Ragna, eine gemeinsame Freundin von Lisa und mir. Tränen liefen der Frau über die Wangen.

Angst durchfuhr mich. „Ragna, was ist passiert?“ War ich zu spät gekommen? War „es“ bereits passiert?

Weinend stieß Ragna hervor: „Sie hat mich einfach angefaucht. Und dabei hab` ich `s doch nur gut gemeint... Was ist bloß los mit ihr? Hier, ich war extra beim Bio- Laden...“ Anklagend hielt sie mir die Tüte mit dem Obst hin, die sie bis dahin an ihre Brust gedrückt hatte. „Wenn ich sie umbringen will, dann soll ich ihr gefälligst Zyankali besorgen. Und dass ihr Magen schon genug ruiniert ist, dass die Magensäure...“ Schluchzend brach Ragna ab und schniefte in ihr Taschentuch. „Wozu gehe ich da überhaupt noch hin, wenn sie mich jedes Mal nur anschnauzt! Ich war sowieso nie ihre beste Freundin, das warst immer du. In ihrem Leben war ich doch nie mehr als eine Randfigur, und jetzt... Ich kann einfach nicht mehr... Und ich frage mich immer mehr: welchen Sinn hat das alles?“

Auch in mir waren in den letzten Tagen so viele Zweifel aufgetaucht, welche Rolle ich überhaupt noch in Lisas Leben spielte. Sie unterhielt sich kaum mit mir, zwischen uns stand immer das Flimmern des Fernsehgerätes. An meinem Leben schien sie nichts mehr zu interessieren. Ich hatte manchmal sogar den Eindruck, nicht mehr als eine geduldete Zuschauerin zu sein, so, als ob ich und meine Anwesenheit, unser Miteinander bereits verschwunden war in diesem Sterbeprozess. So, als ob es sich aufgelöst hatte in ein belangloses Nichts.

„Wollen wir zusammen einen Kaffee trinken gehen?“

Nach einem kurzen Zögern nickte Ragna, und so gingen wir in das kleine französische Cafe in der Nähe, wo ich schon so viele unzählige Male gesessen hatte, alleine oder gemeinsam mit Lisa. Mozarts „Jupiter“ klang leise aus den Lautsprechern, und es duftete nach frisch gebackenem Käsekuchen und Kaffee. Wie sehr hatten Lisa und ich das kleine Cafe im Schlossgang immer geliebt. Wie viele intensive Stunden hatten wir beide hier verbracht. Und nun... Ich hätte mit Ragna nicht hierher gehen sollen...

Bewusst steuerte ich einen der Tische an, an denen ich noch nie mit Lisa gesessen hatte.

„Wollen wir nicht zu einem der Sofas...“

„Nein.“ bestimmt schüttelte ich den Kopf und ließ mich auf einem der gepolsterten Stühle nieder und fragte mich gleichzeitig, was ich hier tat, warum ich mich darauf eingelassen hatte, Ragna zu trösten. Wo ich doch selber ebenfalls Trost gebraucht hätte. Gleichzeitig wusste ich die Antwort: So lange ich mich um Ragna kümmerte, musste ich mich nicht meinem eigenen Schmerz zuwenden und meiner eigenen Fassungslosigkeit, meiner Wut und meiner Trauer.

„Sie hat vor ein paar Tagen danach gefragt, Leah. Sie will, dass ich ihr Gift bringe.“, stieß Ragna flüsternd hervor, während sie sich mit zitternden Händen eine Zigarette anzündete. „Wir haben ihr angeboten, dass sie zu uns kommen kann, wir würden sie bei uns zusammen mit dem Pflegedienst versorgen. Platz genug ist da bei uns... Aber sie will das nicht, sie will nur sterben. Ich kann das nicht, Leah! Ich verliere alles, meine Arbeit, das Haus, ich gehe ins Gefängnis,

wenn das raus kommt... Manchmal habe ich schon Angst, bevor ich mich überhaupt auf den Weg zu ihr mache, dass sie mich anfaucht oder mich deswegen fragt. Was soll ich nur tun?“

Ratlos zuckte ich mit den Schultern. Ich fühlte mich damit genau so hilflos und überfordert wie Ragna. „Ich weiß es nicht, Ragna...“

„Warum nur tun wir das, Leah?“ Uns so um sie kümmern? Sie ist so garstig zu allen Leuten, die sie besuchen, und sie hat eine Mauer um sich herum, seit der Op ist es noch viel schlimmer als früher, da kommt keiner mehr durch...“

„Sie ist meine beste Freundin, Ragna. Und es gab mal eine Zeit, da war es anders...“ Ohne es auszusprechen, wussten wir beide, dass das schon fast 20 Jahre zurück lag. Lisa war 17 gewesen, auf dem Heimweg von einer Freundin war sie vergewaltigt worden, von dem Verlobten dieser Freundin, der sie nach Hause begleiten sollte. Der Mann hatte 2 Jahre auf Bewährung bekommen. Lisa hatte lebenslänglich, mit diesen seelischen Narben... Es musste für sie die pure Hölle sein, gepflegt zu werden, mit dieser Geschichte. Immer wieder von

fremden Händen berührt zu werden und ihre Autonomie verloren zu haben...

In bedrückter Stimmung gingen wir beide auseinander, nachdem wir unseren Kaffee ausgetrunken hatten.

Fast automatisch trugen mich meine Schritte in die Marienkirche. Die Stille und Kühle hier tat gut. Vor dem Altar auf einem kleinen Tisch brannten die Opferkerzen, und behutsam stellte ich mein brennendes Lichtlein dazu. „Herr, lass es Licht werden, in dieser Zeit der Finsternis...“

Ich hörte Schritte über mir, das Scharren von Füßen, und dann erklang plötzlich das Orgelspiel und füllte die Kirche mit seiner bezaubernden Schwingung aus. Verzaubert ließ ich mich auf eine der Kirchenbänke nieder, schloss die Augen und lauschte den Klängen, bis das Orgelspiel wieder verstummte. Eine Weile blieb ich noch sitzen und ließ die Töne in mir nachschwingen.

Ein Stück getröstet und gestärkt verließ ich schließlich die Kirche und kehrte zurück zu Lisas Wohnhaus. Ich blieb nur kurz bei ihr und wir wechselten kaum mehr an Worten miteinander als einen kurzen Gruß. Stumm starrte sie

auf den Fernseher, in dem sie eine belanglose Sendung über Ballett-Tänzerinnen zeigten. Anschließend fuhr ich zu meinem Laden, und das erste Mal seit Tagen gelang es mir wieder, mich hier einzulassen und nicht immer wieder abzuschweifen mit meinen Gedanken.

Vergeblich mühte sich die Sonne ab, ihre Strahlen durch die düstere Regenwolke zu bohren, aus der schon seit Tagen unablässig silberne Striche und farblose Tropfen auf die Erde prasselten. Sie schufen winzige Krater, die in sich zusammen brachen, wenn der Wasserstand in ihnen zu hoch wurde, und dann schwappte das Wasser mit einem leichten Glucksen in den Boden und durchweichte ihn. Ein schmutzig brauner Morast, der als schmutzig brauner Sprenkel an Mensch und Tier haften blieb.

Ich fuhr mir mit der Hand durch das feuchte Haar und wischte mir die Tropfen aus dem Gesicht, während ich die Treppen zu Lisas Wohnung hinauf stieg. Schon auf den letzten Stufen dröhnte mir ihr verzweifeltes Ringen nach Atem entgegen. Besorgt beschleunigte ich

mein Tempo und erschrak beim Eintreten über ihre blutleeren Gesichtszüge und die blauverfärbten Lippen. Verwirrt sah ich mich nach dem Telefon um, das sich nicht auf seinem gewöhnlichen Platz befand. Endlich hatte ich es entdeckt! Aber meinen instinktiven Griff nach dem Telefonhörer, um den Notarzt zu rufen, wehrte sie entschieden ab und wies dann auf den Sessel, auf den ich mich setzen sollte.

Etwas ließ mich stutzen, während ich mich suchend umschaute, und plötzlich, als ich mich umsah, begriff ich, was los war: das Zimmer war komplett umgestellt worden, nichts stand mehr auf seinem alten Platz. Entgeistert starrte ich meine um Atem ringende Freundin an und stellte einen Zusammenhang her, während sich etwas in mir gleichzeitig gegen diese Erkenntnis wehrte.

„Wer hat denn hier alles umgestellt? Etwa – du?“

„Ja, es war alles so unpraktisch...“ Stolz schwang unüberhörbar in ihrer Stimme mit. „Und jetzt...“

Fassungslosigkeit und Zorn über ihre Unvernunft wirbelten in mir herum, und dazu gesellte sich ein bösertiger Stich,

dass sie mich nicht gefragt hatte. Eine Schimpfkanonade bellte aus meinem Mund heraus, Worte wälzten sich in den Raum, die ich im nächsten Moment bitterlich bereute und die doch nicht ungeschehen gemacht werden können. Das ausgesprochene Wort schlug um sich, und zurück blieb ein Haufen Scherben. Entsetzt wich Lisa zurück. „Ausgerechnet du...“ brachte sie irgendwann japsend hervor. „Wie kannst du... dass ich noch ein einziges Mal etwas leisten wollte... Ich... Geh! So geh doch endlich, bevor auch ich etwas sage, das... Geh!“ Ich sah an ihrem Blick, dass ich keine Chance mehr bekam, jetzt irgend etwas zu sagen oder mich bei ihr zu entschuldigen. Und so ging ich.

Hinaus in den Regen. Zum Deich, wo mir der Wind den Regen ins Gesicht peitschte, wo der Horizont verschwamm in einem Grau, in einer Düsternis, in die allmählich die Dämmerung kroch.

Irgendwo kreischte einsam eine Möwe. Sie stieß ihren schrillen Schrei hinaus in die Welt, von der auch sie ein Teil war und die sie in diesem Moment genau so wenig zu begreifen schien wie ich.

Verzweifelt stapfte ich über den aufgeweichten Deich, auf dem Schafe stoisch an Grasbüscheln kauten, über die Regen geschwängerte Erde zum nächsten Grasbüschel stakten oder blökend vor sich hin stierten.

In langen Fäden, die kein Anfang und kein Ende zu haben schienen, rann das Wasser aus den Wolken. Es rann über das Fell der Schafe und sammelte sich in Pfützen unter ihnen, während die Vögel auf ihren Plätzen auf den Holzpflocken sitzen blieben, träge auf den Regen blinzeln, der die Luft durchschnitt und an ihrem Gefieder abperlte.

Der Mai hatte sein Versprechen nicht gehalten. Dieser Sommer verwöhnte uns nicht liebkosend mit warmen Sommerstrahlen. Sondern er ließ uns frösteln bis ins Innerste, das sich sehnte nach Licht und Wärme. Nach dem Gefühl von erfrischter Haut in den salzigen Fluten der Nordsee. Und nach dieser Lebendigkeit und gleichzeitigen Trägheit, die in lauen Sommerabenden da war. Mit diesem Geruch von Gegrilltem in der Luft, mit dem entspannten Lachen von Lisa auf der Terrasse, dem vibrierenden Singsang der Rasenmäher, dem Tippeln

von kleinen Igelfüßen über die Wege und dem Gesang der Nachtigall. Alles in mir sehnte sich nach solchen Augenblicken, die in der Erinnerung verschmolzen waren zu einem einzigen Sommerabend, der schon Jahrhunderte zurück zu liegen schien.

Das Wasser begann zu steigen. Blubbernd schwappte es bis an die Holzpflocke, die an stürmischen Herbsttagen vollständig mit Wasser bedeckt waren. Spiel der Gezeiten, Spiel der Winde.

Fröstelnd wandte ich mich ab und kehrte zurück zu meinem Auto.

Der Mai hatte sein Versprechen nicht gehalten. Und die Ärzte hatten ihr Versprechen nicht gehalten, dass es schnell gehen würde, bei Lisa. Ein paar Wochen, hatten sie gesagt... Und dass es nun ganz schnell gehen könnte...

Was habe ich gemacht, aus dieser Begegnung, die unsere letzte gewesen sein könnte! Wie hatte ich sie nur so anfahren können... Es war ihr Leben und ihr Sterben... Es war ihr Leben, auch im Sterben...

Morgen sollte ich für zwei Wochen nach Freiburg zu einem Seminar fahren. De-

primiert packte ich meinen Koffer und brachte Zilly zu einer Freundin.

Am Abend versuchte ich mehrere Male, Lisa telefonisch zu erreichen. Vergeblich. Wahrscheinlich sah sie auf dem Display meine Nummer und ging absichtlich nicht ans Telefon. Verdanken konnte ich es ihr nicht, nach dem, was vorgefallen war.

Auf dem Weg zum Bahnhof ließ ich das Taxi beim Blumenladen anhalten. Ein paar Blumen und eine Karte. Auch auf die Gefahr hin, dass beides im Müll landen würde.

„Es tut mir so sehr leid, Lisa. Bitte, verzeihe mir.“

Mit einem bangen Gefühl bestieg ich den Zug. Werde ich sie lebend wieder sehen? Und wie konnte es weiter gehen, mit uns, trotz allem?

*Tagebuch von Lisa:*

*Ich spüre, wie ich mein Umfeld durch mein Verhalten verletze und überfordere. Es tut mir leid. Aber in mir ist ein kleines verängstigtes Tier, das springt heraus, so bald mir jemand zu nahe kommt. Es ist die Hölle.*

*Alles ist die Hölle! Zu spüren, wie ich ver-  
falle. Zu wissen: bald geht nichts mehr  
als auf den Tod zu warten. Ich halte es  
nicht mehr aus!!!*

*Gevatter Tod, warum gehst du immer  
noch an meiner Tür vorbei? So komm  
doch endlich und hole mich!*

Die Tür war verschlossen, und aus den  
Räumen dahinter ertönte nur die Stille  
einer leeren Wohnung: der anspringende  
Kühlschrank und das leichte Vibrieren  
des geschlossenen Fensterflügels, als  
unten auf der Straße ein schwerer Last-  
wagen vorbeifuhr.

Mit zitternden Fingern wählte ich die  
Nummer ihrer Hausärztin.

„Nein, nein, sie ist im Krankenhaus. Sie  
hat so abgebaut die letzten Tage, kam  
nicht mehr alleine aus dem Bett, brauch  
Hilfe beim Essen und Waschen. Dazu  
diese Panikattacken, besonders nachts.  
Und diese Angst zu ersticken. Es ging  
nicht mehr, obwohl sie es sich doch so  
sehr gewünscht hatte, so lange wie nur  
möglich zu Hause zu bleiben. Sie  
braucht jetzt Hilfe rund um die Uhr. Ein  
Jammer, dass sie keine Familie hat, das  
arme Menschenkind... Aber es ist sicher

nur noch eine Frage von Tagen, bis sie erlöst sein wird...”

Noch immer zitternd legte ich auf, und begann, hemmungslos zu weinen. Wie sehr sehnte ich mich jetzt nach meinem Großvater. Nach seinen tröstenden Armen, die mich umfingen und selbst den schlimmsten Schmerz auffangen konnten. Aber er war schon vor langer Zeit gestorben.

Seltsam, dieses Leben. Immer wieder dieses Loslassen müssen, Abschied nehmen, sich einlassen und Abschied nehmen. Ein Wechselspiel, wie der Wechsel der Gezeiten, wie Ebbe und Flut...

Auf dem flimmernden Bildschirm hüpfen ein paar Erwachsene in Pilzkostümen herum und sangen dabei: „Das ganze Leben ist ein Spiel!“ Leise brummend dröhnte das Sauerstoffgerät durch die Musik.

Bei meinem Eintreten sah sie nur kurz auf und wandte dann den Blick wieder zurück zum Fernsehen. „Ich will das jetzt sehen!“ flüsterte sie, und dabei bebten ihre Lippen.

Stumm setzte ich mich neben sie und betrachtete ihre kleine, zerbrechliche Gestalt. Ich wagte nicht, sie zu berühren oder sie anzusprechen. Ich blieb einfach nur so da neben ihr sitzen, bis schließlich eine der Schwestern zum Bett kam und mich hinaus schickte. „Bis morgen...“ Sie nickte stumm.

Von da an besuchte ich sie jeden Tag für eine Weile. Wir sprachen kaum miteinander. Wer uns von außen so sah, der fragte sich vielleicht, wozu wir überhaupt zusammen saßen, ohne ein Gespräch, ohne Körperkontakt.

Aber da war etwas, zwischen uns, ein feines Schwingen, ein stummes voneinander Abschiednehmen, trotz des ständig laufenden Fernsehers. Ich kann es nicht erklären. Für mich war es einfach so, dass ich es auf einmal einfach zulassen konnte, als ihren Weg, aus dieser Welt zu gehen.

Die anderen Besucher hatten es zur Zeit viel schwerer mit ihr. Sie wollten mit ihr reden und sie in den Arm nehmen. Doch Lisa fauchte die Leute an und schockierte sie mit ihrem Zynismus: „Wie kannst du mir noch Orangen mit bringen? Die Magensäure schafft es auch so, mich

von innen aufzufressen!“ – „Meinst du, dass es nicht mehr darauf ankommt, dass du mir ruhig Blumen mit vergammelten Stängeln bringen kannst!“ – „Und was soll ich jetzt mit dem Kram?“ – „Nimm das wieder mit, ich will nichts mehr haben. Geh, so geh doch endlich!“ Sie warf ihren Besuchern vor, nur aus Sensationslust oder aus Langeweile zu kommen oder um Pluspunkte zu sammeln, auf dem Konto „gute Tat“. Und allmählich hatte sie so alle vergrault bis auf die gutmütige Ragna, die tapfer weiterhin jeden Dienstag und jeden Donnerstag ins Krankenhaus kam und eine halbe Stunde in Lisas Zimmer aushielt und sich hinterher auf dem Flur die Augen ausheulte.

Eine alte Frau lehnte an der Wand. Zitterig holten die verknorrten Finger ein kariertes Stofftaschentuch heraus. Schnäuzend fuhr sie sich damit über Mund und Nase und stopfte es dann wieder zurück in die Tasche des verblichenen Morgenmantels. Mit schleppend schlurfendem Schritt nahm sie danach wieder ihren monotonen Spaziermarsch auf, den sie seit Tagen machte. Den in

kaltes Neonlicht getauchten Flur hinauf und hinunter und dabei gelegentlich ein paar Worte mit den anderen wechseln.

„Nun, was machen die Beine?“ – „Und, `s geht ja schon besser...“ – „Und das Wetter heute...“

Und das Wetter gestern und das Wetter morgen... Wenn die Menschen nichts miteinander zu reden haben oder es nicht wagen, dann reden sie über das Wetter, und so füllen Worte den Raum, ohne dass wirklich etwas gesagt oder preis gegeben werden muss und schaffen doch über eine ganz einfache Brücke ein bisschen Nähe.

Komm mir nicht zu nah... Keine Fragen, keine Experimente mehr...

Wieder blieb die alte Frau stehen, schnäuzte sich. Unverständliches grummelnd setzte die Alte ihren Weg fort, Schritt um Schritt.

Ich wollte an ihr vorbei eilen, aber da strauchelte die Alte, und instinktiv griff ich ihr unter den Arm, um sie zu stützen. Grinsend strahlte die Frau mich aus ihrem zahnlosen Mund an, und ich lächelte zurück und tauchte für einen Moment in die Begegnung mit der alten

Frau ein, während ich dem Dialog aus der angelehnten Zimmertür lauschte.

„Keiner mag mich!“ murmelte Lisa. „Ich bin einfach zu garstig zu den Menschen. Ich will das einfach nicht, aber es bricht aus mir heraus, und ich kann nichts dagegen tun. Kein Wunder, dass mich keiner mag...“

„Doch, ich mag Sie!“ erklärte die Krankenschwester bestimmt.

„Sie werden ja dafür bezahlt!“

„Oh nein, ich werde dafür bezahlt, dass ich Sie vernünftig pflege. Aber meine Zuneigung, die kommt von innen heraus, die ist nicht käuflich...“

„Lassen Sie mich in Ruhe!“ Lisas Stimme klang schrill. „Ich will mich auf niemanden mehr einlassen... Ich will...“ Hilflos brach ihre Stimme ab, und ich hörte die Schwester irgend etwas Unverständliches murmeln.

Die Alte war schon längst alleine weiter getipelt.

Ich blieb vor der Tür stehen, bis die Krankenschwester das Zimmer verlassen hatte. Erst dann klopfte ich und betrat das Krankenzimmer.

Ohne mich zu begrüßen, wies Lisa mit einer verzweifelten Geste auf den leeren

Platz, an dem bis gestern noch der Toilettenstuhl gestanden hatte. „Auch das ist nun für immer vorbei... Unaufhaltbarer Verfall, und es gelingt mir nicht, hier irgendwo einen Sinn zu erkennen, so sehr ich mich auch bemühe... Warum kann ich nicht einfach die Augen schließen und nie mehr aufwachen?“

Vorsichtig klopfte ich auf Lisas Decke, sorgsam darauf bedacht, sie nicht zu berühren. Im Gegensatz zu manchen anderen Besuchern hatte ich die Spielregeln inzwischen durchschaut, obwohl es mir manches Mal schwer fiel, sie einzuhalten.

„Sie hätten den Stuhl besser stehen lassen sollen, wenn auch nur rein symbolisch!“, dachte ich plötzlich. „Auch, wenn sie ihn seit fast einer Woche nicht mehr benutzen konnte...“

„Weißt du...“, murmelte Lisa plötzlich in unser Schweigen hinein, „das ist es, was es mir möglich macht, dich noch immer kommen zu lassen, dass du einfach da sein kannst, ohne diesem Zwang zu unterliegen, unentwegt reden zu müssen. Ragna dagegen oder meine Nachbarn oder die meisten Schwestern hier, die reden fast pausenlos: Babababap... Über

Dinge, die sie draußen tun und machen und kaufen oder gehört oder gesehen haben oder die andere tun und machen und kaufen. Dinge, die mich gar nichts mehr angehen, die mich eigentlich nie etwas angingen, mit denen sich diese Leute aber Raum nehmen, mir meinen letzten Rest an Raum nehmen. Ich bin es so leid, mir das alles anzuhören. Ich bin so müde...

Und ganz schlimm ist diese aufgesetzte Fröhlichkeit, mit der diese Leute in mein Zimmer stürzen, mit der sie glauben, mich ablenken zu müssen von meinem elenden Krepieren hier. Ich will das alles nicht mehr, das macht es nur noch schwerer, nur noch schlimmer, denn das nimmt mir auch noch die letzte Möglichkeit, überhaupt mal da zu sein, das Krepieren nicht ständig zu verdrängen. Diese gestelzte Fröhlichkeit, schlimm genug, dass sie sie in der Weihnachtszeit in die Behinderten- und Altenheime bringen. Aber ich hätte nie gedacht, dass sie damit nicht einmal die Sterbezimmer verschonen... Manchmal denke ich, es ist das beste, niemandem mehr das Kommen zu erlauben..."

Der Baum vor ihrem Fenster war in ein diffuses Dämmerlicht getaucht und weckte eine alte Erinnerung in mir wieder zum Leben, die in mir eine tiefe Wärme verströmte und mich leise lächeln ließ.

Der Ton des laufenden Fernsehers war abgeschaltet. Jetzt war die Stille des Raumes ausgefüllt von dem pfeifenden Ton des Sauerstoffgerätes und Lisas rasselndem Atem, der immer wieder unterbrochen wurde von einem keuchenden nach Luft Schnappen. Tränengleich rann Regenwasser die Fensterscheibe hinab.

Lisas Stimme klang heiser, jeglicher Kraft beraubt. „Ich war es so müde zu hören, was draußen auf der Welt geschieht. In dieser Welt, mit der ich nichts mehr zu tun habe. Gestern habe ich den Film Betty Blue angesehen, und danach habe ich die Nachtwache gebeten, den Ton abzuschalten. Kennst du diesen Film? ... Ach, wie sehr habe ich mich darin wieder gesehen, in Teilen von Betty Blue. Auch für mich war diese Welt nicht gerade maßgeschneidert gewesen... Manchmal in dieser Nacht habe ich daran gedacht, das Sauerstoffgerät

abzuschalten, aber meine eigene Feigheit hat mich davon abgehalten oder diese Sehnsucht, nach ... Ich weiß nicht was... Manchmal wünsche ich mir, dass mich jemand so sehr liebt, wie dieser Mann Betty Blue geliebt hat, dass da einfach jemand kommt und ein Kissen nimmt und es mir auf mein Gesicht drückt, bis alles endlich ein Ende hat... Ich fühle mich schon so fremd auf dieser Welt, fremder als je zuvor. Und ich weiß nicht einmal, wofür ich gelebt habe. Es wirkt im Rückblick alles so leer, so sinnlos, auch die vielen Reisen, das viele Arbeiten... Eigentlich bin ich mein ganzes Leben lang immer nur weg gerannt, vor mir und den Menschen, und mir fehlte die Ausdauer oder der Mut, etwas Neues zu erschaffen... Ich weiß nicht, wie lange ich das noch aushalten kann, dieses Warten auf den Tod, diese Schmerzen und diese schreckliche Einsamkeit in mir und um mich herum, diese Mauern in mir und um mich herum, die ich mir vor urlanger Zeit schaffen mußte, um zu überleben. Es ist zu spät, sie einzureißen, zu spät für so vieles... Ich kann nur noch die letzten Stunden, diese letzte

Zeit...“ Erschöpft brach sie ab und schlief im selben Moment ein. Leise senkte sich ihr Brustkorb, hob sich, senkte sich...

*Tagebucheintrag von Lisa*

*Ich höre auf, Tagebuch zu schreiben. Es macht keinen Sinn mehr und ich kann den Stift sowieso kaum noch halten.*

*Nichts macht mehr einen Sinn als endlich zu sterben!*

*Ich werde Leah bitten, heute alle Tagebücher zu verbrennen. Sie sollen mich nicht überdauern.*

*Klappe zu, Affe tot.*

Unbarmherzig strömte der Regen aus den düsteren Wolken am Himmel. Er lief an den Öljacken der Männer hinab und prasselte ihnen ins Gesicht, gegen die Beine und Hände. Er platschte auf die Schaufeln mit der klebrigen schwarzen Flüssigkeit, in die bereit gestellten Container, in die die Männer das Öl- Sand- Gemisch schaufelten.

Die Lippen des Nachrichtensprechers bewegten sich, ohne dass Worte zu uns drangen. Der Ton war seit jenem Abend letzte Woche abgestellt geblieben, nicht

aber die Bilder, die weiterhin auf dem Bildschirm flimmerten und letzte Nachrichten aus aller Welt in dieses Zimmer schickten.

Die Szenerie auf dem Fernsehschirm wechselte von den Eiderenten, die einen qualvollen Tod gestorben waren und jetzt tot in Öllachen lagen, zu den mit Öl verklebten Seevögeln, die torkelnd Schritt um Schritt setzten. Weiter schwenkte die Kamera zu Männern mit Gewehren in der Hand, die Vögel begutachteten und aussortierten. Die noch Überlebensfähigen ins Körbchen, die anderen...

„Wenn doch nur einer von denen eine Kugel für mich übrig hätte!“ stöhnte Lisa verzweifelt auf. „Ich halte das nicht mehr aus, dieses Dahinsiechen...“

Und ich hockte da und starrte auf die Seevögel und fühlte mich völlig hilflos und überfordert. Ich könnte jetzt gehen und nie mehr wieder kommen, murmelte mir eine Stimme in mir zu. Aber ich wusste, dass ich das nicht tun würde. Das wäre mir als ein noch schlimmerer Verrat erschienen als meine Unfähigkeit, ihrem Sterben ein Ende zu bereiten.

Sie hatte mich noch einmal gefragt, vor ein paar Tagen. Und danach mit dem Kopf geschüttelt. „Verzeih mir, dass ich dich gefragt habe... Ich hätte das nie tun dürfen... Vergiss es, so weit dir das möglich ist...“

Tags konnte ich es verdrängen. Aber in den Nächten holte mich ihre Frage immer wieder ein, und ich erwachte schluchzend aus meinen Träumen.

Das erste Mal, seitdem ich sie in diesen langen Monaten besucht hatte, griff Lisa nach meiner Hand. „Ich halte es nicht mehr aus, Leah! Gestern habe ich mit dem Stationsarzt gesprochen, und er hat versprochen, mir zu helfen. Er wird mir morgen früh einen Dolantintropf fertig machen. Das liegt für das Krankenhaus im Rahmen des Legalen, und gleichzeitig bewahrt es mich davor, dieses Leiden hier länger mit erleben zu müssen. Ich kann einfach nicht mehr. Es war zu viel, alles schon viel zu viel...“

Unruhig flatterte ihre Hand in meiner, wie ein kleiner zerbrechlicher Vogel. Dann löste sich ihre Hand von meiner und fiel erschöpft zurück auf die Decke.

„Er wird ihn so einstellen, dass ich nichts mehr mit bekomme, dass ich schlafend hinüber gleiten kann, dass ich nichts mehr fühlen muss von dem allen hier...“ Nach einer kleinen Pause fuhr sie stockend fort: „Schon seltsam zu wissen, dass dies meine letzte Nacht sein wird, die ich da sein werde, dass ich danach anfangen zu verschwinden von dieser Welt, endgültig...“ Ermattet schloss sie die Augen. Sie hatte sich mit dieser für sie langen Rede völlig verausgabt.

Lange Zeit saß ich einfach nur da und schaute sie an. Irgendwann bot ich ihr an, diese Nacht hier zu bleiben. Aber sie schüttelte nur stumm den Kopf.

„Darf ich morgen früh noch einmal wiederkommen?“ Meine Stimme bebte, aus Angst vor ihrer Absage.

Lisa schlug die Augen auf und sah mich lange an. Schließlich seufzte sie: „Aber mach kein Drama, ja! Das halte ich nicht aus... Und keiner außer dir! Und - sei früh, Leah...“

*Morgendämmerung, die Zeit, wenn die Nacht noch nicht gegangen und der Tag noch nicht gekommen ist. Und trotzdem wird sie schon als Morgen bezeichnet,*

denn sie weist hin auf den Anfang des neuen Tages und die Vergänglichkeit der Nacht und allen Seins. Wie ein Grenzgänger balanciert sie zwischen den Welten. Sie verbindet und trennt die Nacht und den Tag, taucht vorhersehbar auf, wie der Tag und die Nacht, wie gestern und heute, wie das Morgen auch zum Gestern wird, wie geboren werden und sterben...

Unruhig wälzte ich mich auf meinem Bett hin und her, bis ich es schließlich aufgab, um Schlaf zu kämpfen. Statt dessen nutzte ich, die frühen Morgenstunden für einen ausgedehnten Spaziergang am Deich, der um diese Zeit so still und unberührt wirkte. Die Köpfe der schlafenden Vögel waren noch unter den Flügeln versteckt, und auf dem Deich waren die Schafe wie weißes Felsgestein auf dem Grün dahin platziert, das langsam, wie durch Magie, nun zum Leben erwacht.

Die aufgehende Sonne tauchte die Nebelschwaden, die um die Beine der inzwischen träge an den Grasbüscheln kauenden Schafe woben, in ein so weißes helles Licht, dass ich für einen Moment erschauernd die Augen schloss. Als ich sie wieder öffnete, tauchte aus dem Nebel

*eine von Licht umhüllte Gestalt auf, die langsam näher kam...*

*Die Lichtgestalt eilte auf mich zu und öffnete ihre Arme, und im nächsten Moment verschmolzen wir zu einem einzigen Wesen, zu einem Licht, zu einem Regenbogen...*

Verwirrt öffnete ich die Augen. Das intensive Gefühl der Nähe aus dem Traum spürte ich noch deutlich in mir.

Die Morgendämmerung kroch bereits in mein Schlafzimmer, und draußen im Flur hörte ich Zilly laut gähnen.

Ich warf einen Blick auf meinen Wecker. Es wurde Zeit...

Eilig ließ ich den Hund in den Garten und hüpfte unter die Dusche. Ich hatte keine Ruhe, um mich hin zu setzen und wie sonst als erstes einen Tee zu trinken. Hastig schlüpfte ich in meine Kleidung, rief Zilly wieder ins Haus und fuhr zum Krankenhaus. Mit einem flatternden Gefühl im Bauch ging ich über den Parkplatz zum Vordereingang.

Wie oft war ich in den vergangenen Monaten diesen Weg gegangen. Aber trotz des Wissens um Lisas nahenden Tod

hatte dieser Gang für mich noch nie etwas so Endgültiges gehabt wie heute.

Fröstelnd betrat ich das Krankenhaus. Mit schweren Gliedern stieg ich die Treppen hinauf und ging den langen Gang des Krankenhausflures entlang, bis zu Zimmer 102. Mit einer Gänsehaut betrat ich nach einem kurzen Klopfen den Raum.

Bewegungslos lag Lisa in ihrem Bett, den Blick starr auf den flimmernden Bildschirm gerichtet, auf dem eine große schwarze Katze mit einem riesigen Hammer hinter einem gelben Vögelchen hinterher jagte.

Bei meinem Eintreten atmete sie erleichtert auf, und dann fiel sie enttäuscht in sich zusammen in einen Seufzer.

Ich war es nur.

Nicht der Arzt, auf den sie schon seit Stunden gewartet hatte...

„Jede weitere Sekunde ist eine solche Qual“, flüsterte sie leise.

Bevor ich etwas erwidern oder näher an ihr Bett heran treten konnte, forderte sie mich auf zu gehen. „Sofort!“ Ihre Stimme überschlug sich, und ihre Lippen verfärbten sich bereits zyanotisch. „Geh, geh! Es wird mir alles zu viel, viel zu

viel... Ich kann nicht mehr..." Mühsam rang sie nach Atem und fegte mich mit ihrer Handbewegung hinaus aus dem Zimmer, bevor ich etwas hätte sagen können. Dann wandte sie ihr Gesicht abrupt wieder dem Fernseher zu, so, als ob ich in ihrer Welt bereits nicht mehr existierte. Ermattet fielen ihr die Augen zu. Verzweifelt kämpfte der erschöpfte Körper darum, weiter zu atmen.

Deprimiert trat ich auf den Flur hinaus, der jetzt nicht mehr wie bei meiner Ankunft verlassen da lag. Die ersten Patienten waren unterwegs, zum Bad, zur Toilette, zum Stationszimmer. Eine Krankenschwester schritt eilig über den Flur und balancierte dabei das Medizin-tablett auf ihren Händen. Einer der Pfleger machte den Bettenwagen bereit. Frische Laken und Stecktücher, frische Kissen- und Bettbezüge, die Plastikflasche mit dem Franzbranntwein. Aus der Küche ertönte das Klappern von Geschirr, und es duftete nach Kaffee und nach frischen Brötchen. Der Duft vermischte sich mit dem Fäkaliengeruch aus dem Spülraum und dem nach Desinfektionsmitteln. Er wurde zum Brei der morgendlichen Krankenhausluft...

Diese Luft, sie gruselte mich plötzlich, und ich musste fort von hier, so schnell wie möglich.

Ich war geflohen, ans Meer.

Dort war ich gelaufen, gestolpert, weiter gerannt, bis ich keine Kraft mehr spürte, auch nur noch einen einzigen Schritt weiter gehen zu können.

Keuchend und am ganzen Körper zitternd stand ich jetzt auf dem Deich.

Der Wind, das Meer, der Deich, das alles war wirklich, und doch meinte ich, in meinem Mund noch immer die Krankenhausluft zu schmecken und den Geruch des Desinfektionsmittels, mit dem sich die Krankenschwester ihre Hände eingesprüht hatte, bevor sie Lisas Zimmer betreten hatte.

Zuerst noch wie blind, starrte ich hinaus auf das dunkle Meer. Irgendwann erkannte ich die Bewegung der Wellen, das Heranbrausen einer Woge, die von einer anderen eingeholt wurde. Gemeinsam glitten sie auf den hellen Sand und hinterließen beim Zurückweichen einen dunklen Streifen, der von den nachfolgenden Wellen wieder überrollt wurde, bis das Meer sich in den kommenden

Stunden allmählich zurück ziehen würde, um dann in sieben Stunden erneut überflutet zu werden.

Ich erinnerte mich auf einmal wieder an den Eifer, den ich als kleines Mädchen während unseres Urlaubs an der Nordsee an den Tag gelegt hatte, um jeden Tag auf diesem Streifen eine neue Burg zu bauen, noch schöner und prachtvoller als die gestrige, um diese dann wieder dem Meer preis zu geben... Ein Kaleidoskop aus Erinnerungen, das in mir aufstieg, während Nebelschwaden sich, suchend, wie heimatlose Seelen von Sehnsucht getrieben, Richtung Land bewegten.

Unschlüssig verharrten die Nebelschwaden für einen Augenblick über dem Vorland und am Ufer, und dann pirschten sie lautlos weiter, zum Deich, auf die Wiesen und Straßen. Die schlafenden Tiere spürten an sich die Feuchtigkeit entlang kriechen und erhoben sich noch schlaftrunken. Verschlafen blinzelten sie einander durch die Nebelschwaden an, die um ihre Beine wallten. Eines der Schafe blökte, ein zweites fiel ein. Irgendwo kreischte eine Möwe, wie ein Echo ertönte der Schrei einer anderen

Möwe, um den neuen Tag und das Meer zu begrüßen, wo sich lautlos pastellfarbene Schleierwolken über den Wellen wiegten.

Ein neuer Tag hatte begonnen.

Von den Wiesen kroch feuchtigkeitsgeschwängerte Luft durch meine Kleidung. Sie benetzte meine Kehle und mein Gesicht und vermischte sich mit meinen Tränen...

Jemand hatte den Fernseher ausgeschaltet.

Hier im Zimmer waren nur noch das Geräusch des Sauerstoffgerätes und des Infusiomaten zu hören, ein leises „Pling“ der Tropfen aus der großen Glasflasche, die über Lisa an dem Ständer hing. Und Lisas rasselnder Atem.

Im Dämmerlicht des sich verabschiedenden Tages wirkten der Raum und sogar die sterbende Frau auf eine wundersame Weise still und friedlich, und ich spürte Dankbarkeit in mir, dass nun endlich ein Weg gefunden worden war, um Lisas Leiden zu beenden.

Eine Weile blieb ich an ihrem Bett sitzen und strich behutsam ihre Hand.

„Du hast mich umarmt“, flüsterte ich ihr zu, „unter dem Regenbogen. Dafür danke ich dir, und für alles Schöne, das ich mit dir erleben durfte. Ich weiß nicht, ob ich dir immer eine gute Freundin gewesen bin. Aber ich hoffe es so sehr, geliebte Freundin, Sternenvögelchen...“

Schließlich hauchte ich eine sanfte Berührung auf ihre Schulter und verließ leise den Raum. „Bis morgen...“ Werde ich dich morgen wieder sehen?

Schon an der Tür schallten mir die Stimmen aus dem Stationszimmer entgegen: „Wie können Sie Ihr das nur antun?“ Das war Ragnas Stimme, immer wieder unterbrochen von wilden Schluchzern und dem vergeblichen Versuch der Krankenschwester, sie zu beruhigen. „Sie müssen etwas tun, Sie sind doch Arzt! Geben Sie ihr doch eine Spritze und...“

Kopfschüttelnd trat ich hinzu. „Ragna, bitte, so geht das doch nicht. Sie...“

„Du warst ja nicht dabei!“ fauchte sie mich an. „Aufgewacht ist sie, hat so schlimm geschrien, die ärmste, es war so schrecklich, Leah...“

„Das kann passieren. Wir dürfen den Dolanthin- Tropf nicht stärker einstellen, alles andere wäre fahrlässige Tötung.“ erwiderte der Arzt ungeduldig.

„Sehen Sie denn nicht, wie sehr sie leidet! So tun Sie doch endlich etwas!“ schluchzte Ragna auf. „Lassen Sie sie endlich sterben!“

„Na gut...“, murmelte der Arzt. „Wie Sie wollen! Ich werde jetzt eine Spritze aufziehen.“ Verwirrt sah ich zu, wie der Mann eine Ampulle aufbrach und den Inhalt aufzog. „Hier, nehmen Sie!“ Der Arzt hielt Ragna die Spritze hin. „Spritzen Sie das Ihrer Freundin, und...“

Erschrocken wich Ragna zurück. „Dann... komme ich ins Gefängnis...“ stotterte sie. „Nein, nein, das kann ich nicht... Ich...“ Plötzlich drehte sie sich um und rannte davon. Mit einem lauten Knall fiel die Stationstür hinter ihr zu.

Einen Moment sahen wir uns schweigend an, dann zog der Arzt die Kanüle ab und warf die Spritze in den Müll. Mit einem Scheppern schlug der Deckel des Eimers wieder zu.

„Und was hätten sie getan, wenn sie doch...?“ fragte ich den Arzt.

„Die hätte nie gespritzt! Und wenn, nun, es war nur Kochsalzlösung... Sie glauben doch nicht wirklich, dass ich...“ Kopfschüttelnd sah er mich an. „Für so dumm sollten Sie mich nicht halten! Ich habe nicht so viele Jahre studiert, um dann im Gefängnis zu enden. Das mit dem Tropf ist leider das Einzige, was wir tun können, damit es ein bisschen schneller geht und sie nicht mehr so schlimm leiden muss, ohne uns strafbar zu machen... Und schon hier befinden wir uns in einer Grauzone...“

Sie hatten mir gesagt, dass es jetzt schnell gehen würde, aber auch da hatten sie sich vertan mit ihren Prognosen, was das Überleben dieses ausgemergelten Körpers betraf.

Vier Tage lang besuchte ich sie Abend für Abend. Ich saß da, ohne sie zu berühren und schwieg, in der Gewissheit, dass dies so in ihrem Sinne gewesen wäre...

An diesem Abend war etwas verändert. Es war nicht wirklich fassbar, sondern mehr so eine Ahnung, die in der Luft

lag. Wie die Verheißung des ersten Flügelschlages eines nahenden Engels...

Ich spürte, dass die Zeit jetzt gekommen war. Und so verließ ich an diesem Abend nicht wie sonst bei Erscheinen der Nachtschwester das Krankenhaus, sondern bat um eine Decke und blieb bei ihr sitzen in dieser Nacht.

In dieser letzten langen Nacht...

Die Morgendämmerung war bereits in das Zimmer gekrochen und hatte dabei auch aus der letzten Ecke die Nacht und die Dunkelheit vertrieben. Über Nacht waren Lisas Gesichtszüge deutlich eingefallen. Gleichzeitig lag jetzt über ihnen ein Leuchten, wie ich es nie zuvor bei ihr entdeckt hatte.

Es wurde Morgen, und das Wasser kehrte wieder zurück. Intuitiv wusste ich, dass sie jetzt noch nicht gehen würde, sondern erst, wenn das Wasser sich wieder zurück ziehen und das Watt freigeben würde. Die Kinder kamen mit der Flut, die Sterbenden gingen mit dem ebenden Wasser...

Also ging ich in der Cafeteria des Krankenhauses frühstücken, während das Pflegepersonal sie frisch machte für diesen neuen Tag. Anschließend kehrte ich

gestärkt zu ihr zurück und setzte mich wieder an ihr Bett, in eine warme Decke eingehüllt. Zwischendurch nickte ich mal kurz ein, und dann wachte ich wieder auf und betrachtete meine sterbende Freundin, deren Brustkorb sich bereits in größeren Abständen hob und senkte. Die letzten Stunden blieb ich still bei ihr sitzen.

Es war ein stilles, langsames Sterben, bei dem Lisa von ihrem Dämmerzustand allmählich hinüber glitt in die andere Welt, dort drüben. Während der kalte Septemberwind in den Ästen des Baumes gegenüber vom Fenster seufzend und klagend ächzte. In der Ferne, hinter dem Deich, begann das Wasser zu ebbeln.

Die Zeit, ihre Zeit war jetzt gekommen...

Es war so weit.

Endlich war sie gestorben. Plötzlich spürte ich den kalten Hauch des Todes im Zimmer und in ihrem Körper.

Stumm blieb ich noch eine Weile neben ihr sitzen, ohne sie zu berühren, bis ich das Gefühl hatte, dass es jetzt Zeit war, die Station zu informieren und zu gehen. Als ich ihr Zimmer zum letzten Mal verließ, war es Abend geworden.

Die Vögel auf dem Deich zogen kleine Kreise. Ein letztes Mal an diesem Tag ließen sie sich auf des Windes Wiegenarme tragen und spähten mit glänzend schwarzen Augen nach einem Nachtmahl aus. Die ersten Möwen suchten ihre Schlafplätze auf und umfassten mit ihren Krallen Pfosten, Zäune und Latten. Dort waren sie entweder in ein letztes Nachtgespräch vertieft, oder sie putzten bereits ihr Gefieder und stellten sich ein auf den Nachtschlaf.

Ganz allmählich legte sich sanft und gleichzeitig schwer wie ein Samttuch die Nacht über das zurück kommende Meer und hüllte es liebkosend ein. Am schwarzen Himmelszelt tauchten die ersten Sterne auf, und der Mond warf sein silbrig fahles Licht auf das Meer, das sich in den Wellen spiegelte wie das Leuchten der Sterne.

Die Stille der Nacht war eingekehrt.

Nur noch das Rauschen und Glucksen der sich bewegenden Wellen war zu hören.

Und irgendwo kreischte eine Möwe auf im Traum...

*Ende und Anfang*

*Die Bäume und Sträucher entblättern sich.*

*Sturm peitscht um die Häuser, lässt die Mauern erzittern.*

*Kahle Äste ragen in das Grau, in das Blau...*

*Kahle Äste ragen in das Weiß.*

*Winter. Zeit des Schlafes, des Rückzuges, des in sich Gehens, Zeit der Reflektion und der Regeneration.*

*Zeit des Hinschauens und Erkennens, Zeit des Fühlens und deserspürens.*

*Die Zeit, in der die Eiskönigin tanzend über den Schnee gleitet und die Kristalle das Sonnenlicht glitzernd reflektieren, in der Eisregen auf den Asphalt prasselt und kalte Schauer Mensch und Tier in seine Behausungen jagen.*

*Die Zeit, in der die Tage kürzer und kürzer werden, in der die Dämmerung und Nacht dominieren über die Helligkeit. Bis zu jenem Tag, welcher der dunkelste im ganzen Jahr ist und an dem sich das Rad der Jahreszeit erneut zu drehen beginnt.*

*... zu drehen beginnt...*

*Wir sind wach, in dieser Nacht.*

*Gemeinsam drehen wir das Rad, damit  
das Licht zu uns kommen kann. Aus dem  
Schoß der Nacht rufen wir sie, die Sonne,  
herbei!*

*Dies ist die Nacht der Sonnenwende, die  
längste Nacht des Jahres, auf die die  
Nächte folgen, in denen die Dunkelheit  
verwandelt wird in die Helligkeit, das  
Licht, das uns Hoffnung und das Ver-  
sprechen des Frühlings bringt.*

*Ewig dreht sich das Rad, und wir werden  
immer neu geboren, und wir werden noch  
einmal leben und leben und leben...*

*„Und jedem Anfang  
Wohnt ein Zauber inne,  
Der uns beschützt  
Und der uns hilft zu leben.“  
(Herrmann Hesse)*

**I**mmmer wieder erleben wir im Kontakt mit Sterbenden und mit Menschen, die durch einen Unfall oder eine Erkrankung zu Pflegefällen geworden sind, dass uns diese Menschen um aktive Sterbehilfe bitten.

**W**ie hätte Lisas Sterben aussehen können, mit anderen Gesetzen in unserem Land?

Mit einer Gesetzgebung, die Sterbenden ihr Recht auf selbstbestimmtes Leben und Sterben zusichert?

## **Eine Utopie**

**D**er Gedanke an ein vertrocknetes Vöglein schoss mir durch den Kopf, als ich sie bei der Begrüßung sanft an der Schulter berührte.

Es war in den langen Jahren unserer Freundschaft unser Begrüßungs- und Abschiedsritual geworden: Ich berührte sanft ihre Schulter und Lisa nickte leicht mit dem Kopf. Dabei leuchtete in ihren Augen ganz kurz eine Freude auf, die das Willkommenheißen unserer Begegnung verriet. Dieses Leuchten streifte mich wie eine flüchtige, aber zärtliche Umarmung, um danach ganz schnell, wie eine verglimmende Sternschnuppe, wieder zu verlöschen.

Aber heute konnte ich in ihren Augen dieses Leuchten nicht entdecken, sondern nur etwas Düsteres und Bitteres. Dies und die abgezehrten Gesichtszüge und ihre gebeugte Körperhaltung ließen mich sofort den Schatten über ihr erahnen, der jetzt über ihr schwebte. Stumm folgte ich meiner langjährigen Freundin in die Sitzecke und setzte mich ihr gegenüber.

Ein fremder Mann mit Rosen in der Hand ging an uns vorbei und warf uns dabei ein Lächeln zu, das jedoch keine von uns erwiderte. Der Mann verschwand in einem der Krankenzimmer auf Station 4. Und mit ihm das Klackern seiner Lederabsätze und sein Lächeln, das schon nicht mehr uns galt, sondern den Genesenden in jenem Zimmer. Wir hatten jetzt nichts zu belächeln.

Ein Hustenanfall schüttelte Lisas Körper.

Bestürzt registrierte ich die Blaufärbung ihrer Lippen und das verzweifelte Kämpfen um Luft, das ich schon so viele Male miterlebt habe in den über zwanzig Berufsjahren in der Krankenpflege.

Der Sturm schlug Regentropfen an das große Fenster. Tränengleich liefen sie in langen Streifen an der Glasscheibe entlang, während allmählich ihr Husten verebbte.

Erschöpft rang die Frau nach Atem, und dann, plötzlich, schoss es mit einem heiseren Flüstern aus ihr heraus: „Sie haben mich nur auf und dann gleich wieder zu gemacht. Ich muss sterben.“

Eine Träne löste sich und hinterließ eine feuchte Spur auf meiner Wange, wäh-

rend ich flüsterte: „Lisa, ich bin für dich da, ich...“

„Ich weiß, Leah, und das gibt mir trotz allem ein gutes Gefühl zu wissen, dass ich nicht alleine bin. Ich habe Angst vor dem Tod. Irgendwie kommt er zu früh. Viel zu früh. Was habe ich erreicht? Und wofür habe ich gelebt?“ Mit einem wehmütigen Blick hielt sie inne. „Ich werde in ein paar Tagen nach Hause zurück kehren, wenn ich mich von der OP erholt habe und alles regeln. Ich habe bereits mit der OASE Kontakt aufgenommen. Sie werden mir helfen, in Würde zu sterben, bevor...“

Traurig nickte ich. Für Sterbende war es ein Segen, dass aktive Sterbehilfe und Patientenverfügungen nun im Gesetz endlich fest verankert waren und dass es im gesamten Land Räume der OASE gab, wo Menschen ihr Sterben verkürzen konnten. Vieles hatte sich seitdem zum Guten gewendet in unserem Land...

Ein Meisenpaar umtänzelte sich lockend und einander begehrend, nach dieser langen Zeit der Enthaltbarkeit. Es war die Zeit der Balz, die Zeit, in der Paare zueinander fanden, Nester bauten,

Kinder bekamen und sie versorgten und behüteten, bis ihre Flügel Federn bekamen und sie schließlich stark genug waren, um sie auf ihren Schwingen hinaus in die Welt tragen zu können, in diese weite, bunte Welt voller Abenteuer, Wunder und Gefahren. In das Leben. Während Lisa zu Hause ihre Sachen ordnete und ihre Beerdigung vorbereitete...

*Tagebucheintrag von Lisa:*

*„Alle Menschen sind sterblich, aber für jeden Menschen ist sein Tod ein Unfall, und selbst, wenn er sich seiner bewusst ist und sich mit ihm abfindet, ein unverschuldeter Gewaltakt.“ – Ausgerechnet dieser Satz von Simone de Beauvoir kommt mir in den Sinn bei dem Gedanken an meinen eigenen Tod.*

*Vielleicht, weil es nicht fair ist, dass ich jetzt schon gehen muss, mit Anfang 40. So früh. So vieles blieb ungelebt.*

*Und trotzdem, ich habe keine Angst vor dem Sterben. Die Beraterin von der OASE hat mir erzählt, wie es sein wird: ich bekomme eine Gelkapsel. Die stecke ich in den Mund, unter die Zunge. Ich werde einen süßlichen Geschmack im Mund*

*spüren, und dann folgt ein Gefühl der Benommenheit. Nur einen Augenblick später bin ich bewusstlos, und dann werde ich sterben. Ich werde nichts spüren von dem, was in meinem Körper geschieht. Es wird ein schmerzfreier und schneller Tod sein, und es liegt jetzt in meiner Hand, für wann ich den Termin mit ihnen vereinbare, auch kurzfristig.*

*Das gibt mir ein gutes Gefühl der Sicherheit. Ich werde nicht dahin siechen, ich werde kein Pflegefall sein. Ich kann gehen, bevor ich gewaschen und gefüttert und gewickelt werden muss. Ich kann gehen, solange ich mich noch als Mensch fühle.*

*Schon der Gedanke, meine Autonomie zu verlieren und die Berührung fremder Hände auf meinem Körper zu spüren, das erschüttert mich zutiefst. Das wäre für mich die pure Hölle gewesen!*

*Aber so habe ich das Gefühl, dass ich mich zurücklehnen und die restliche mir verbleibende Zeit noch nutzen kann, so, wie es sich für mich gut und richtig anfühlt.*

*Carpe diem – nutze den Tag. Ja, danke, das werde ich. Ich will leben, diese restliche Zeit. Ich will LEBEN!*

Nachdem Lisa zu Hause alles geregelt hatte, fuhren wir beide wie geplant für ein paar Tage in die Frauenpension nach Föhr. Wir hatten Glück, sie hatten unten ein Appartement mit zwei Schlafräumen frei, denn in die obere Etage hätte Lisa es nicht mehr geschafft.

Nach dem gemeinsamen Frühstück scheuchte Lisa mich jeden Tag aus dem Haus, und wenn ich schließlich mit roten Wangen von meinen langen Strandspaziergängen zurück kehrte, saß Lisa noch so da, wie ich sie verlassen hatte, auf dem Sofa, mit der Decke über den Beinen. Der Blick in den Garten gerichtet, in dem die ersten Narzissen zu blühen begannen.

Wir redeten kaum in diesen Tagen. Ich spürte, dass Lisa es genau so wollte, und mir reichte es, einfach nur mit ihr zusammen sein zu können.

Zu wissen, sie ist – noch – da, das war das große Geschenk dieser letzten gemeinsamen Tage auf Föhr.

*Tagebucheintrag von Lisa:*

*Es sind die kleinen Dinge, die mir Freude bereiten: das gemeinsame Frühstück mit Leah, wenn sie dann mit geröteten Wan-*

*gen vom Strand zurückkehrt und einen Hauch von Kälte mit in die Wohnung bringt, das tröstliche Blättern in einem Buch mit Gedichten von Mascha Kaléko, das Rufen der Ringelgänse in der Marsch, der Hahn mit seiner schiefen Stimme, diese gute Atmosphäre hier im Haus zu spüren...*

*Ich bin so dankbar. Trotz allem.*

*Es ist irgendwie alles bewusster, Kleinigkeiten gewinnen eine ganz andere Bedeutung. Gestern sah ich beim Blick aus dem Fenster eine Meise. Sie hüpfte in den Ästen der alten Weide herum, und auf einmal erhob sie sich in die Lüfte.*

*Bald werde auch ich mich erheben...*

*Was wird sein, danach?*

Es war unser letzter Tag auf Föhr.

„Ich bin froh über diese Zeit hier mit dir...“, murmelte Lisa und griff nach ihrer Tasse.

Es war ihre ganz persönliche Tasse, sie hatte sie aus einer Töpferei auf Neuseeland mitgebracht. Eine große bauchige Tasse, auf der ein Schmetterling in Orangetönen eingraviert war.

Plötzlich ging ein Zittern durch ihren Körper, und die Tasse glitt ihr aus der

Hand. Mit einem Poltern schlug die Tasse auf dem Boden auf.

„Die Tasse ist heile geblieben!“ rief ich erleichtert.

Stumm sah Lisa zu, wie ich den Tee wegwischte, die Tasse abspülte und abtrocknete.

Als ich ihr die Tasse zurück auf den Tisch stellen wollte, schüttelte sie mit dem Kopf. „Stelle sie in den Schrank! Sie bleibt hier!“

Erstaunt sah ich sie an. „Deine Tasse, Lisa?“

„Ich wusste, dass es irgendwann so kommen würde, Leah. Aber so schnell, so verdammt schnell...“ Tränen traten ihr in die Augen. Stumm schüttelte sie den Kopf, als ich näher an sie heran treten wollte. „Geh spazieren, Leah! Und lass mich einfach hier einen Moment in Ruhe sitzen...“

Einige der gelben Narzissenköpfchen hatten an diesem Morgen das erste Mal ihre Blüten geöffnet für eine Biene, die sich wagemutig hinaus in diesen Vorfrühlingstag gestürzt hatte. Mit einem leisen „Bsss...“ nahm sie die Welt in Be-

sitz, tauchte in die Blütenkelche ein und taumelte trunken von Blüte zu Blüte.

Während der Verfall von Lisas Körper in den vergangenen Wochen weiter seinen nicht mehr zu verleugnenden Verlauf genommen hatte.

Vor ein paar Tagen hatte ich ihr einen dieser im Sonnenlicht glitzernden Glaspfropfen mitgebracht, die sie seit Jahren sammelte. „Ungeweinte Tränen“ hatte sie sie mal genannt, in einer sehr offenen und melancholischen Stimmung. „Wozu soll das denn noch gut sein?“ hatte sie gehöhnt, und trotzdem hatte sie mich gebeten, ihn zu den anderen an dem großen Zweig über ihrem Bett zu hängen. Danach starrte sie einen Moment versunken auf die glitzernden Tropfen und plötzlich, ganz unvermittelt, murmelte sie: „Seltsam, dieses Wissen, schon eigenartig... Wenn ich dieses Mal ins Krankenhaus gehe, dann sehe ich das alles hier nie wieder...“ Sie machte eine beschreibende Geste zu ihrem liebevoll eingerichteten Zimmer. Die Schlafcouch mit der seidenen Bettwäsche. Der Sessel mit dem schwarzen Bezug, auf dem sich unzählige Paradiesvögel in den schillerndsten Farben tum-

melten. Die kleinen Mosaikbilder und Masken an den Wänden, die verschiedenen Tongefäße und Vasen in den Regalen und auf der Fensterbank, das kleine Tischchen mit dem eingearbeiteten Schachbrett – alles Zeugen ihrer vielen Reisen in ferne Länder... Und dazwischen, wie ein Fremdkörper, der Kloststuhl, den sie seit ein paar Tagen benutzen musste.

Mitten in der Bewegung brach sie ab, so, als ob sie sich bei etwas Schlimmen er tappt hätte.

Heute hatte ich ihr ein Buch mit gebracht, liebevoll für sie ausgesucht. Mit einem traurigen Kopfschütteln gab sie es mir zurück. „Ich lese keine Romane mehr, Leah. Es strengt mich zu sehr an, und oft weiß ich nicht mehr, was ich das Mal davor gelesen habe. Das Morphinum... Und die Schmerzen... Dazu diese Angst, das Buch vielleicht nicht mehr fertig lesen zu können, denn es kann jetzt sehr schnell gehen. Ich lese nur noch Gedichte. Die tun mir gut und streicheln meine Seele. Rilke, Brecht, natürlich meine liebe Kaléko, und vor ein paar Tagen habe ich für mich sogar noch den alten Storm entdeckt... Ich

habe immer geglaubt, er ist ein nichts-sagender Heimatdichter, hatte ihn nie ernst genommen, das musste ich nun noch revidieren... <<Der Nebel drückt die Dächer schwer, Und durch die Stille braust das Meer Eintönig um die Stadt...>> Ist das nicht schön?“

In der Mittagspause schleppte ich mich am folgenden Tag zu Lisa. Auf der Treppe begegnete mir Ragna, eine gemeinsame Freundin von Lisa und mir. Tränen liefen der Frau über die Wangen.

Angst durchfuhr mich. „Ragna, was ist passiert?“ War ich zu spät gekommen? War „es“ bereits passiert?

Weinend stieß Ragna hervor: „Sie hat mich einfach angefaucht. Und dabei hab` ich `s doch nur gut gemeint... Wir wollen sie zu uns nehmen, wir können sie doch pflegen, zusammen mit einem ambulanten Pflegedienst. Aber sie...“ Ein Heulkampf schüttelte Ragna. „Wir meinen es doch nur gut mit ihr... Aber sie...“

„Komm!“, schlug ich vor. „Lass uns einen Augenblick spazieren gehen...“

Wir gingen in den Schlosspark mit seinen schönen alten Bäumen, der gleich um die Ecke war.

„Ich verstehe das nicht!“ schluchzte Ragna. „Wir wären für sie da, wir würden alles für sie tun. Sie kann doch nicht einfach jetzt schon in die Oase gehen. Sie könnte doch noch ein paar Wochen...“

Ich weiß nicht, ob Ragna es irgendwann begriff, dass es egoistisch von ihr war, unsere Freundin pflegen zu wollen. Sie wollte Lisa so lange wie möglich hier behalten, um jeden Preis.

„Lass sie gehen, Ragna! Es wäre die Hölle für sie, ein Pflegefall zu sein. Und wenn du ehrlich darüber nachdenkst, Ragna, dann weißt du auch, dass es das beste für Lisa ist, selbstbestimmt sterben zu können. Was zählen denn die paar Wochen noch, die sie jetzt länger leben könnte, wenn jeder weitere Moment für sie die Hölle wäre?“

„Genau das hat sie auch gesagt... Na ja, gefaucht...“ nuschelte Ragna hinter ihrem Taschentuch hervor. „Aber ich will sie noch nicht verlieren, Leah...“

Bedrückt gingen wir schließlich auseinander.

Fast automatisch trugen mich meine Schritte in die Marienkirche. Die Stille und Kühle hier tat gut. Vor dem Altar auf einem kleinen Tisch brannten die Opferkerzen, und behutsam stellte ich mein brennendes Lichtlein dazu. „Herr, lass es Licht werden, in dieser Zeit der Finsternis...“

Ich hörte Schritte über mir, das Scharren von Füßen, und dann erklang plötzlich das Orgelspiel und füllte die Kirche mit seiner bezaubernden Schwingung aus. Verzaubert ließ ich mich auf eine der Kirchenbänke nieder, schloss die Augen und lauschte den Klängen, bis das Orgelspiel wieder verstummte. Eine Weile blieb ich noch sitzen und ließ die Töne in mir nachschwingen.

Ein Stück getröstet und gestärkt verließ ich schließlich die Kirche und kehrte zurück zu Lisas Wohnhaus.

Forschend schaute meine Freundin mich an, als ich ihren Wohnraum betrat. „Du hast Ragna getroffen, und Ihr beide habt geredet.“ stellte sie fest. „Dann weißt du also Bescheid...“

Stumm nickte ich und setzte mich in einen der beiden Korbsessel.

„Ich weiß, dass es schwer für Euch ist.“  
Lisas Stimme klang erstaunlich sanft.  
„Aber wenn ich diesen Weg jetzt nicht  
gehe, dann ist es für mich die Hölle. Und  
für euch auch...“

Wieder nickte ich nur stumm.

„Ich möchte, dass du dir etwas von mei-  
nen Sachen aussuchst, das du haben  
möchtest. Alles andere werde ich einer  
Organisation vermachen, die Überleben-  
de von sexueller Gewalt unterstützt.“

Ich musste nicht erst überlegen. Sofort  
wusste ich, was ich von ihr haben woll-  
te: ihre Mascha Kaléko – Bücher.

„Diese zerlesenen und vollgekritzelten  
Büchlein?“ Ungläubig sah meine Freun-  
din mich an. „Du bist so etwas von sen-  
timental, Leah!“

Wieder konnte ich nur stumm nicken.  
Tränen stiegen in mir auf.

„Bevor du jetzt anfängst, mir den Tep-  
pich voll zu weinen, kannst du dich lie-  
ber nützlich machen.“ Sie wies auf das  
Regal mit ihren Tagebüchern. „Nimm sie  
und verbrenne sie in der Tonne im Hof.  
Sie sollen mich nicht überdauern. Ben-  
zin steht im Schuppen.“

Mit tränenden Augen sah ich zu, wie das  
Feuer sich in die Bücher fraß und sie

verbrannte. Schließlich blieb von ihnen nichts mehr übrig als ein Haufen Asche.

Am nächsten Tag bat Lisa mich, vom Regal eine kleine silberne Buddha-Statue herunter zu holen. „Tu mir noch einen Gefallen, Leah: gib das bitte Ragna und sage ihr, dass ich mich damit von ihr verabschiede. Sie soll nicht wieder kommen. Es tut mir nicht gut, wenn sie...“ Mit zittriger Stimme brach Lisa ab und zuckte hilflos mit den Schultern. „Es ist doch so schon schwer genug...“, flüsterte sie. „Pscht, sag’ jetzt nichts, Leah...“ Sie bat mich, Mozart aufzulegen. Still saßen wir da und lauschten der Musik. „Mozart ist wie das Streicheln der Frühlingssonne.“ hatte mal jemand zu mir gesagt. Es stimmte...

„Hast du schon einen Termin?“ fragte ich sie beim Abschied.

Zögernd nickte sie. „Ja, übermorgen Vormittag...“ sagte sie schließlich.

„Darf ich dich begleiten, Lisa?“

„Ich überlege es mir. Okay?“

Mit einem flauen Gefühl im Magen erhob ich mich von dem Korbsessel, um

mich von ihr zu verabschieden. „Lisa...“ flüsterte ich mit zittriger Stimme.

Doch bevor ich weitersprechen konnte, unterbrach sie mich: „Um zehn Uhr kommt morgen der Krankenwagen, um mich abzuholen. Du kannst mitkommen, wenn du einfach nur still daneben sitzen wirst und nicht auf die Idee kommst, plötzlich meine Hand halten zu müssen oder ähnlicher Kram. Ich will keine Berührung auf meinem Körper spüren, wenn ich gehe. Ich will einfach nur...“

„Ich werde da sein, Lisa. Danke!“

Von den Räumen der OASE hatte ich schon viel Positives gehört: wie schön und liebevoll sie gestaltet sind, dass in den Sterbezimmern immer frische Blumen auf dem Tisch stehen und ein brennendes Teelicht, dass sie bewusst auf Merkmale einer bestimmten Religion verzichtet hatten und den Sterbenden die Möglichkeit anboten, vorher einen kleinen Altar ihrer Religion aufzubauen, dass sie auch Räume mit extra breiten Betten haben, damit sich jemand dazu legen und den sterbenden Menschen halten kann. Der gesamte Ablauf wird

bereits im Vorfeld von dem dafür geschulten Personal mit dem sterbenden Menschen abgesprochen, damit jeder sich beim Sterben ein Stück Sicherheit und Individualität erhalten konnte.

Doch womit ich trotz dieser vielen positiven Informationen nicht gerechnet hatte, das war diese besondere Atmosphäre hier, so voller Frieden und Stille - und der achtsame Umgang mit Lisa. Liebevoll wurden wir beide am Eingang von der Ärztin begrüßt und von ihr in das Sterbezimmer begleitet. Vorsichtig wurde Lisa im Beisein der Ärztin auf das Bett gelegt und mir ein Platz in einem der beiden bequemen Korbsessel im Zimmer angeboten. Ein Gefühl von Frieden berührte mich, als ich mich setzte.

„Liegen Sie bequem?“ fragte die Ärztin meine Freundin. Nachdem Lisa genickt hatte, wurde sie ein letztes Mal gefragt, ob sie sicher sei, jetzt sterben zu wollen.

„Ja...“, murmelte Lisa. „Jeder weitere Augenblick wäre die Hölle.“

Ruhig öffnete die Ärztin ein kleines mit Lisas Namen beschriftetes Glasgefäß und entnahm ihm die Kapsel. „Alles Gute!“ flüsterte die Ärztin und gab Lisa die Kapsel in die Hand.

Nachdem die Ärztin sich ins Nebenzimmer zurück gezogen hatte, warf Lisa mir einen kurzen Blick zu. Für einen Moment berührten sich unsere Blicke. Stumm nahmen wir Abschied voneinander.

Dann schloss Lisa die Augen und steckte sich die Kapsel in den Mund.

Ein unrhythmisches Geräusch ertönte und weckte mich auf. Eine Art Klopfen, und dazwischen erklang ein seltsames Flirren und Rascheln, das sich anfangs gar nicht richtig lokalisieren ließ.

Behutsam löste ich mich aus den Kissen und sah mich beim Aufsetzen suchend im Schlafzimmer um.

Hektisch schaukelten die Blätter an dem Ast einer Pflanze auf der Fensterbank. Bei genauerem Hinsehen erkannte ich einen kleinen braunen Vogel, kleiner als ein Spatz, der verzweifelt versuchte, durch das geschlossene Fenster ins Freie zu gelangen. Und dabei schlugen seine winzigen Flügel immer wieder gegen das Glas und verursachten damit diese Art Klopfen, das mich geweckt hatte.

Vorsichtig, um das verängstigte Tier nicht noch mehr zu verstören, bewegte ich mich auf das Vögelchen zu. Behutsam langte ich an ihm vorbei und stieß das Fenster weit auf.

Einen Moment stockte der Vogel, als er plötzlich den Widerstand des Glases nicht mehr spürte. Doch schließlich besann er sich und breitete seine Flügel aus, flatterte davon, in den Garten hin-

aus, in die Freiheit, bis zu einem der Zaunpfähle, auf dem er sich erst einmal nieder ließ. Verwirrt drehte er sich um und schaute mit seinen kleinen schwarzen Äuglein zurück, zu dem Fenster. Dann reckte sich der kleine Vogel, wendete sich der kleine Kopf hierhin und dorthin und vergewisserte sich, dass er wieder frei war, dass er sich wieder draußen in der Natur befand.

In diesem Garten, in dessen Gras Käfer und Wurmgetier kroch und in dessen Hecken und Bäumen winzige Fluginsekten auf den Ästen und Blättern krabbelten und Spinnen ihr Netz bauten, an deren klebrigen Silberfäden sich Tautropfen sammelten.

Glitzernd und schillernd brach sich das Morgenlicht in ihnen und schenkte ihnen so die Farbe des Regenbogens.

Für einen Moment blieb der Vogel still auf dem Zaunpfahl hocken. Nur der kleine Kopf bewegte sich, und seine Augen registrierten jubelnd das Erwachen des Lebens an diesem sonnigen Frühlingmorgen.

Aber dann flog er auf, mit Gesang.

Frohlockend schoss er hoch in die Luft. Davon...

*„Existieren heißt,  
sich sein eigenes Dasein  
zu erschaffen.“  
(J.P. Sartre)*

Die DGHS (Deutsche Gesellschaft für Humanes Sterben gem. e.V.), eine Bürgerrechtsbewegung und Patientenschutzorganisation zur Verwirklichung des Selbstbestimmungsrechts bis zur letzten Lebensminute, setzt sich für ein "Selbstbestimmungsrecht für Sterbende" ein. Eine Mehrheit der Deutschen befürwortet laut repräsentativen Umfragen die Sterbehilfe. Die DGHS fordert eine umfassende gesetzliche Regelung der Sterbebegleitung und -hilfe.

**Sabine Marya** wurde 1962 geboren und lebt in Nordfriesland.

**Bisherige Veröffentlichungen:**

- „Wie ein Schrei in der Stille“ (Thriller, Fischer TB),
- „Schmetterlingsfrauen – ein Selbsthilfebuch für Frauen mit multipler Persönlichkeit“
- „Wenn sich der Nebel lichtet – Frauen erleben und überwinden Depression“
- „Nur wer gut für sich sorgt, kann für andere sorgen – ein Selbsthilfebuch für privat und beruflich Pflegende“
- „Hand in Hand – Selbsthilfebuch für FreundInnen, PartnerInnen und BegleiterInnen von Frauen mit multipler Persönlichkeit“
- „Schmetterlingsflügel – eine Sterbebegleitung“, Erzählung und Texte zum Thema Trauer,
- „Rote Tränen“ - ein Heilungs - Buch zum Thema selbstverletzendes Verhalten
- „Lebenslänglich! – Überlebende von Vergewaltigung schreien auf“, Anthologie, Herausgeberin
- „Eis- Zeit“ Fantasy- Roman (Lumenverlag)
- gemeinsam mit Didi Lindewald: „Das Regenbogenland- Buch, ein Kinderbuch für Innenkinder“. „Lichtreiter, ein Buch für Innenjugendliche“, „Lyrische Melancholie“, „Mein sicherer innerer Ort“
- Veröffentlichungen in Anthologien & Zeitschriften
- Bücher über das Deichschaf Bertha in Nordfriesland

**Moin, moin,  
ich bin Bertha**



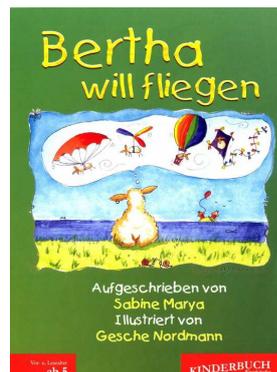
**Bertha,  
das engagierte und  
außergewöhnliche  
Deichschaf aus Nord-  
friesland**

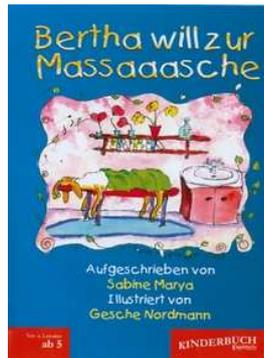
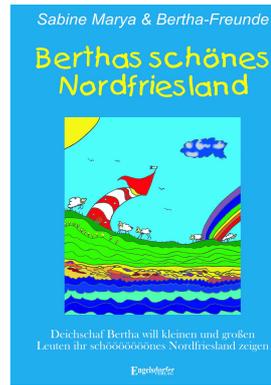
**[www.bertha-aus-nf.de](http://www.bertha-aus-nf.de)**

## Prost Möhrensaft!



### Bertha-Bücher – für große und kleine Leute





**Alle Bertha-Bücher sind im Buchhandel und  
direkt beim Engelsdorfer Verlag erhältlich:**

04329 Leipzig, Schongauer Straße 25

Telefon: 0341 / 27 11 87 - 0

Email: [info@engelsdorfer-verlag.de](mailto:info@engelsdorfer-verlag.de)

Nicht nur Buchhändler, sondern auch alle anderen Händler sowie Restaurant- und Café-Besitzer und alle daran Interessierten, die die Bertha-Bücher selber verkaufen wollen, können sich direkt an den Engelsdorfer-Verlag wenden und die Bücher mit dem Händlerabbatt dort bestellen - auch in kleiner Stückzahl

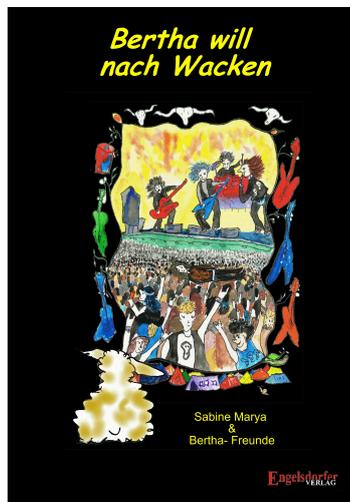
zum Vorfreuen für 2014:



## **Bertha will nach Wacken**

Ein Deichschaf, das nach Wacken will?

Oh ja!!!



**Moin, moin,**

ich bin Bertha und lebe in Nordfriesland.

Von März bis Oktober arbeite ich als Deichschaf, was ein sehr wichtiger Job ist, denn Deiche schützen unsere Küste. Und in der Winterzeit stehe ich im warmen Stall von Bauer Hünning und denke über das Leben nach, was ebenfalls sehr wichtig ist.

Am liebsten esse ich Popcorn und Möhren. Leider wächst beides nicht auf dem Deich und die meisten Menschen glauben immer noch, dass es Schafen ausreicht, nur Gras zu fressen. Tut es natürlich nicht, wenn das Leben bunt sein soll! Aber keine Sorge: ich sorge schon dafür, dass mein Leben bunt ist. Und ich helfe dabei mit, dass diese Welt für Kinder besser und schöner wird!

Wollt Ihr mehr darüber wissen? Da habt Ihr jetzt aber wirklich Glück, denn es gibt hier in Nordfriesland nicht nur Schafexperten, sondern auch so richtig gute Schafverstehere wie **Sabine Marya**, die seit vielen Jahren alles aufschreibt, was ich so plaudere und erlebe. Also: viel Spaß mit den Bertha-Büchern:

**Bertha will fliegen,  
Bertha will zur Massaaaasche  
Berthas Plaudereien  
Berthas schönes Nordfriesland  
Bertha will Marmelade kochen  
Bertha will BWP-Prinzessin werden  
Bertha will nach Wacken (2014)**

Das gibt es auch „**BERTHA-Fruchtaufstrich**“  
von **Glashoff** – mehr darüber unter



[www.glashoffs.de](http://www.glashoffs.de)

**Tu Gutes - mit Bertha!**



**Tu Gutes  
mit Bertha**

Spenden für:

**Danke**



**Auch du kannst mitmachen - bei Gutes mit Bertha tun. Indem Du Deine Aktion unter das Motto „Gutes mit Bertha tun“ stellst oder dich an einem der Projekte von der Schafversteherin Sabine Marya beteiligst, z.B.:**

- Bertha-Benefizkonzerte
- Bertha-Bücher verschenken an soziale Einrichtungen
- Bertha-Bücher für den guten Zweck verkaufen
- Für den guten Zweck eine Bertha-Spendendose aufstellen
- Bertha-Benefiz-Aktionen

**Gerne berichten wir darüber dann auch auf Berthas Homepage unter „Gutes tun“**

**BERTHA engagiert sich -  
für den Kinderschutzbund und  
für den Ambulanten Hospizdienst  
Husum & Umgebung e.V.”**

## Einige unserer großen Bertha-Aktionen 2013:

### Großer Musikabend Schloss vor Husum

Samstag  
02.11.2013  
19:30 Uhr

unter der Schirmherrschaft von Frau Margarethe Ehler,  
der stellvertretenden Kreispräsidentin des  
Kreises Nordfriesland

**Eintritt frei!**

Eine Benefizveranstaltung unter dem Motto:  
"Gutes tun mit Bertha, dem nordfriesischen Deichschaf."

zu Gunsten des  
**Ambulanten Hospiz-Dienstes Husum und Umgebung e.V.**  
Der Ambulante Hospiz-Dienst Husum & Umgebung e.V. hat verschiedene Schwerpunkte in seiner wichtigen Arbeit:  
Lebens- und Sterbebegleitung, Palliativberatung, Trauergruppen- und Einzelbegleitung für Kinder und Erwachsene,  
Familienbegleitung, Kindertrauergruppe, offenes Trauercafé, Hospiz macht Schule (Projekt mit Grundschulen),  
Fortbildung und Öffentlichkeitsarbeit.  
Die ehrenamtlichen Hospizbegleiter haben durch Teilnahme an Seminaren und Schulungen einen qualifizierten  
Hintergrund für diese Arbeit.  
Für den Fortbestand und den Ausbau dieser Arbeit ist der Verein auf jede Unterstützung angewiesen.



## Gutes tun für den Kinderschutzbund

Diese Handpuppe wurde speziell für diese Aktion von Heidi Krüger nach der Buchfigur DEICHSCHAF BERTHA AUS NORDFRIESLAND kreiert.

Sie begleitete das Team von NordCrew Media auf dem Festivalgelände bei der Produktion der diesjährigen Videoreportagen für den Schleswig-Holsteinischen Zeitungsverlag.

Sie unterstützte das Team bei den Interviews, hatte einige spannende Erlebnisse und witzige Begegnungen mit tollen Wacken-Fans und Musikern.



WACKEN-BERTHA hat dabei einige klasse Autogramme auf ihren Schal bekommen:



Damit ist diese Handpuppe etwas ganz Besonderes - weltweit einmalig!

### "Auf nach Wacken und danach Gutes tun mit Bertha" -

Diese Handpuppe mit den Spuren und dem Duft ihres Wacken-Aufenthaltes ist JETZT zu Gunsten des Deutschen Kinderschutzbundes Landesverband Schleswig-Holstein e.V. in der

## Versteigerung!!!



Das ist der QR-Code zu eBay zum Mithalten

[www.ebay.de/itm/Handpuppe-Wacken-Bertha-mit-Autogrammschal-vom-Wacken-Open-Air-2013-/161080230359?](http://www.ebay.de/itm/Handpuppe-Wacken-Bertha-mit-Autogrammschal-vom-Wacken-Open-Air-2013-/161080230359?)

Mit diesem Auktionspaket sind Überraschungen des W:O:A-Teams, ein blauer Stoffelefant vom Kinderschutzbund, ein Gutschein über das von der Autorin signierte Buch "Bertha will nach Wacken", das 2014 erscheint, Wacken-Fruchtaufstrich und Bertha-Fruchtaufstrich von der Marmeladen-Manufaktur Glashoff, eine CD mit dem Lied "Bertha goes Wacken" von Jolumusic, 5 Dosen echter Wacken-Kaffee, mit "Albat Revolution Sound Technology" spezialbehandelte CD's von einigen Bands, die in Wacken an den Start gingen und ein original LUNAVIT Ionen Armband.



Die Versteigerung beginnt nach dem Wacken Open Air 2013. Näheres dazu wird in der Presse und im Internet bekannt gegeben.

"Ich hoffe ganz doll, dass viele kräftig mitsteigern und ich dann ein tolles neues Zuhause bei netten Leuten bekomme", sagt Bertha.

"Ich war beim W:O:A 2013"



**NORDCREW**  
MEDIA  
[www.nordcrew.de](http://www.nordcrew.de)



die lobby für kinder  
[www.kinderschutzbund-sh.de](http://www.kinderschutzbund-sh.de)



[www.bertha-aus-nf.de](http://www.bertha-aus-nf.de)

## Gutes mit Bertha tun

Du möchtest etwas Gutes tun für soziale oder ökologische Projekte oder Einrichtungen - in Verbindung mit unserer Aktion "**Gutes mit Bertha tun**".

Indem Du "**Bertha will fliegen**"-Bücher verschenkst, verlost, versteigerst oder für einen guten Zweck verkaufst??? Oder indem Du Deine Aktion unter das Motto "**Gutes mit Bertha tun**" stellst?

Gerne berichten wir dann auf Berthas Homepage unter „Gutes tun“ danach auch über Dein Engagement, gerne auch mit einem Link zu Deinem Internetauftritt, auf Wunsch auch mit einem Foto.

Bei Aktionen mit Büchern ab 100 Stück oder nach vorheriger Absprache können wir über Sonderkonditionen sprechen und wir verzichten auf unsere Tantiemen. Weitere Infos gibt Euch auf Anfrage per Mail gerne Sabine Marya : [sabine@marya.de](mailto:sabine@marya.de)

**Gutes mit Bertha tun –**

**Machst Du mit???**

# Prost Möhrensaft!!!

*Eure Bertha aus Nordfriesland*

[www.bertha-aus-nf.de](http://www.bertha-aus-nf.de)



neue Bertha-Bücher sind in Arbeit :-)